



heft

für literatur, stadt und alltag

#18 · oktober 2009

du & ich
in der Hängematte



hEFt in die Hand

Offene Redaktion

am 28. Oktober 2009

um 19:30 Uhr

im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

mittwochs 17 bis 19 Uhr

im hEFt-Büro

Dalbergsweg 17a, Erfurt



» Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 18 (5. Jg.), Oktober 2009 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolffy, Vania Morais, Peter Ambrus » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 5, 12, 13, 27, 32 und 33-34 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 30. Dezember 2009; Redaktions- und Anzeigenschluß: 23. November 2009.

Das hEFt wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Kultusministerium. Herzlichen Dank auch an die Spenderinnen und Spender.



Liebe Leserin, lieber Leser,

Kassel gilt gemeinhin als ein kunst- und kulturfreudiger Ort. Mit documenta, Kulturbahnhof, Schlachthof, A.R.M. oder Lolita Bar verfügt die Stadt über Einrichtungen, von denen Erfurt nur träumen kann. Trotzdem macht die dortige freie Kulturszene jetzt ordentlich mobil – gegen die herrschende kommunale Kulturpolitik, die vor allem Hochkultur subventioniert, junge Kultur hingegen im Regen stehen läßt. Neben konkreter Unterstützung für alternative Veranstaltungszentren und Quartiersmanagement, wird von der »Initiative Junge Kultur Kassel« auch die Einrichtung eines Unterstützungsbüros für junge Kunst und Kultur im Rathaus sowie die Neuverteilung der Kulturförderung gefordert.

Bedürfnisse, die fast deckungsgleich während der letzten Monate auch in Erfurt immer wieder formuliert worden sind. Nun gab es erste Gespräche und den offenkundigen Willen seitens der Erfurter Stadtverwaltung, die freie Kulturszene stärker zu unterstützen. Das ist gut. Das ist ein Anfang.

Doch dieser Weg muß nun konsequent fortgesetzt werden. Auch angesichts der angespannten städtischen Haushaltslage 2010. Kürzungen im Kulturretat sind dabei nicht verkraftbar! Die Projektförderung ist für viele Vereine und Initiativen – für die ehrenamtlich arbeitenden sowieso – Grundvoraussetzung für ihre Arbeit. Werden diese als »freiwillige Leistungen« gekürzt, bedeutete dies für viele das Aus – unter anderem auch für das hEFt.

Dabei stellt die Stadt im Jahr 2009, das Kulturjahresthema »Bauhaus« einmal ausgeklammert, gerade 75.000 Euro für Projektförderung zur Verfügung. Ein geradezu lächerlicher Betrag im Vergleich zu den 11 Millionen Euro, mit denen beispielsweise das Theater von der Stadt bezuschußt wird.

In Kassel sieht die Lage nicht viel besser aus. Gerade gab es eine erste Demonstration mit fast tausend Teilnehmenden.

Wir wünschen auch Erfurt einen heißen Herbst!

Die Redaktion

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

stadt & alltag

- 04 aus der redaktion.
- 05 schöne aussicht.

anger süd-west

- 06 klanggerüst.
- 09 betreten durch bürger unerwünscht.
- 11 berliner randbezirke.
- 12 im land des lächelns.
- 13 fünf fragen an: erich zeigner.
- 14 menschen in der krämpfervorstadt.
- 16 literaturbüro.
- 17 kulturriesen 2009.
- 18 redaktion empfiehlt.
- 19 junge literatur & lesebühnen.
- 20 hEFt unterwegs: traumhafte tour.
- 22 fragmente aus der abseitsfalle.
- 23 hEFt-weinberatung.

kultur & politik

- 24 kulturkonzept.
- 25 wächterhäuser.
- 26 klub 500.
- 28 wi(e)der die natur.
- 30 sozial-nomaden.
- 31 förderabo.
- 32 ventil e.v.
- 33 onkologie der ökonomie.
- 35 homo homini lupus.

- 36 fotostrecke.

literatur du & ich in der hängematte

- 40 suddenly: a hammock!
- 41 eine urlaubsbekanntschaft.
- 43 brettschneider entzieht sich.
- 46 olymp.
- 47 frau und hans im glück.
- 49 there is no coffee to go ...

- 51 autor/innenverzeichnis.

südtangente 20/50.

Die vom Kulturrausch e.V. durchgeführte Schreibwerkstatt »spiel.arbeit.fest« feiert mit einem Literaturfest am 30. Oktober in »Weinstein Le Bar« seinen Abschluß. Neben einer Lesung der Autorinnen und Autoren mit musikalischer Umrahmung wird an diesem Abend unter dem Titel »Südtangente 20/50« auch die Textsammlung zur Werkstatt veröffentlicht.

Seit Februar dieses Jahres fand die in das Erfurter Bauhaus-Jahr eingebettete und von der Kulturdirektion unterstützte Werkstatt in regelmäßigen Abständen im »Lern-Platz« bei Radio F.R.E.I. statt. Dabei wurde einerseits der Werkstatt-Gedanke des Bauhauses aufgenommen. Die Werkstatt als Ort, an dem Menschen gemeinsam schöpferisch

tätig sein, handwerkliche Fähigkeiten erlernen und ausprobieren können. Zum anderen wurde ein weiteres zentrales Motiv des Bauhauses zum inhaltlichen Schwerpunkt: das der sozialen Utopie – dem besseren, schöneren Leben.

Von den 12 Teilnehmenden der Schreibwerkstatt wurde dementsprechend ein Zukunftsszenario entwickelt: Figuren, Biografien, Gesellschaftszustände. Denn die Figuren haben eines gemeinsam: sie wohnen in einem Haus an der Südtangente in Neu-Erfurt. Im Jahr 2050. Sie sind Ingenieure, Informatiker, Ärzte, Schüler oder Studierende. Sie bekämpfen das gesellschaftliche System oder lassen sich darauf ein, sind Freelancer oder Privatiers, sind lesbisch oder ge-

schlechtslos, essen Tubennahrung oder Tomaten vom Acker nebenan – eine bunte Hausgemeinschaft also, die sich an den Widersprüchen der Zeit gehörig abarbeitet.

Nachzulesen sind die entstandenen Kurzgeschichten in der Textsammlung »Südtangente 20/50«, die am 30. Oktober kostenlos erhältlich ist. Eine Fortführung der Schreibwerkstatt wird es, dann allerdings unter einem anderen Thema, voraussichtlich Anfang nächsten Jahres geben. Alle Informationen hierzu gibt es im nächsten hEft.

» **Südtangente 20/50 – Lesung. Musik. Buch. | 30. Oktober, 20:30 Uhr, Le Bar, Kleine Arche 1, Erfurt | www.kulturrausch.net**



Wir trauern
um einen wunderbaren Menschen

Dirk »Distel« Hofmeister

Unsere aufrichtige Anteilnahme gilt
der Familie und den Angehörigen.

Kulturrausch e. V. und hEft-Redaktion

schöne aussicht:

Futtern wie bei Luthern

1. Oktober 2010: Das weiße Tisch-tuch flattert leicht im Wind, allmählich füllen sich die Bänke rechts und links der Tafel. »Futtern wie bei Luthern« heißt das Spektakel, das im Rahmen des Lutherjahres stattfindet und dessen 500 Karten sich in Windeseile verkauft hatten; es nimmt die Michaelisstraße komplett ein. Auf Anregung eines bekannten Mittelalter-Gasthauses der Straße haben sich alle Bars und Restaurants der Erfurter Kneipenmeile zusammengetan und das Fest organisiert. Jörg Jerkung, Sprecher der Veranstaltung, läuft eifrig die Bänke entlang und begrüßt die Teilnehmer. Er sagt: »Ich habe von Beginn an gewußt, daß es ein Erfolg wird.« Dann geht er zum südlichen Ende der Tafel, schüttelt dem Oberbürgermeister samt Familie die Hand. Punkt 15.10 Uhr startet das Essen. Der erste Gang wird in Holzschüsseln serviert, die Löffel lieferten

diese Woche strukturschwache Orte aus dem Thüringer Wald. Lachende Gäste schlürfen Puffbohnen-suppe. Einer von ihnen ist Dirk Adams, neuerdings mit kreisrunder Glatze und um sie herum ein fünf Zentimeter breiter Haarstreifen. Die Frisur heißt Lutherkranz, daß er sie trägt, ist eine Wettschuld: »Ich hatte nicht daran geglaubt, daß die Kultur-direktion einen Friseur unterstützen würde. Doch dem Friseur-Team ist das gelungen.« Der Laden Schnipp-Schnapp bietet seit Februar dieses Jahres den Lutherkranz an, eine Männerfrisur, die einer Tonsur ähnelt. Mit der Aktion »500 in 5 Stunden« hatte sich der Friseur in die Veranstaltungen rund um das Doppelkulturjahr der Stadt eingereiht. Innerhalb von fünf Stunden wurde auf dem Fischmarkt 500 mal der Lutherkranz geschnitten, im Rahmenprogramm gab ein Improtheater sein Programm »Sich ausdrücken mit starken Ausdrücken«, hierbei konnten Zuschauer das Spiel mit Luther-

zitate beeinflussen. Für die Aktion hatte der Friseur 2500 Euro erhalten. Fünf Projekten dieser Größenordnung stellt die Stadt kurzfristig Geld zur Verfügung. Das Erfurter Wasserballett, das bis Weihnachten an der Choreografie des Stückes »Maria hilf!« arbeitet, konnte sich ebenfalls dadurch ausstatten. Auch Hochheim erhielt den Zuschuß für das erstmalig stattfindende Fest »Ernten und Leben wie zu Luthers Zeiten«. Zwei Tage lang wird geerntet mit Gerätschaften aus dem 16. Jahrhundert, herrscht Autofahrverbot und sind Strom, warmes Wasser, Gas und Heizungen für die Bewohner abgestellt. Der Bürgermeister des Ortschafts freue sich schon darauf, wie er leise sagt, denn es ist 20.10 Uhr, das Festmahl wird offiziell beendet – und zwar von fünf 100jährigen, die Leuchtfarbe an den Fußsohlen haben und damit in der Michaelisstraße Spuren hinterlassen. Was für Luther galt, gilt auch für die Gäste, die Spuren sind Zeichen des Aufbruchs.

Füße hoch

Erfurt 28. August 2010: Nachdem die Stadt Erfurt den Forderungen der ehemaligen Besetzer des Topf&Söhne-Geländes vor vier Monaten nachgegeben hatte und ihnen nach einer langen Durststrecke ein zufriedenstellendes Objekt zur Neubesetzung zur Verfügung stellte, ereignen sich in Erfurt kuriose Begebenheiten, mit denen nicht gerechnet wurde. Das Besetzte Haus hat sich wieder in der Kulturwelt der Stadt etabliert, die Anhänger der Alternativkultur sind besänftigt. Doch bei den Erfurter

Bürgern und Bürgerinnen scheint sich nun ein interessantes Nebenprodukt aus dem Entgegenkommen der Stadt entwickelt zu haben. Begonnen hat dies mit einer Kampagne des hiesigen »Senioren e.V.«, dessen 15 Mitglieder seit Anfang Juli wiederholt auf dem Fischmarkt kampierten und bei Bier und Volksmusik eine Rentenerhöhung für sich einforderten. Angeschlossen haben sich Kampagnen der Arbeitssuchenden, der Auszubildenden, der Schüler, Lehrer, Ärzte und der alleinerziehenden Mütter, um nur einige zu nennen, die alle unzufrieden sind und sich mehr

Unterstützung von der Stadt wünschen. Es gibt kaum mehr einen Tag, an dem nicht fünf bis 25 Bürger bei ausgelassener Stimmung eine Kundgebung am Fischmarkt abhalten. Der Platz ist belebt wie nie. Anstelle der mobilen Polizeieinheiten wurde nun direkt am Markt ein hübsches, kleines Wachhäuschen eingerichtet, das permanent besetzt ist. Seit gestern ist den Kundgebenden auch eine Gruppe von Bankern beigetreten, die laut eigener Aussage »einfach nur die Füße hochlegen wollen und sich von der Stadt eine Aufbesserung ihrer Privatkonten wünschen«.

malz und jaaamm!

Die Diskussion um nicht vorhandene Räume und Objekte für die freie Kulturszene in Erfurt wird derzeit intensiv geführt. Der junge Verein Klanggerüst näherte sich dem Umstand pragmatisch und mietete im Frühjahr kurzerhand eine ehemalige Industriellenvilla im Erfurter Norden an. Seitdem geht es weiter bergauf – aber der Winter kommt bestimmt

Magdeburger Allee – Ecke Salinenstraße: ein großes Eisengitter, dahinter eine schicke, ocker angestrichene zweistöckige Villa, da herum ein hübscher, eingezäunter Garten, inklusive Parkplätze. Eine Anwaltskanzlei könnte hier gut residieren, oder eine Zahnarztpraxis.

Klanggerüst e.V. ist weder das eine noch das andere, sagt Carsten Schröder, der ehrenamtlich die Geschäfte des Vereins führt, während nebenan ein Höllenlärm losgeht und aus einem Silo der Malzwerke ein LKW befüllt wird. Auch das Innere der Villa läßt den ersten Eindruck einer geordneten Idylle schnell vergessen: bröckelnder Putz, alte Fenster, zerschlissene Dielen. Aber der Ort lebt. Ein kleiner Veranstaltungsraum mit Technik, Instrumenten und Billardtisch, dazu mehrere Proberäume, jede Menge kleine Abstellkammern, ein schöner Balkon nach Süden mit Hollywoodschaukel. »Seit Februar renovieren wir das Haus Stück für Stück in Eigeninitiative und auf eigene Rechnung. Wenn Geld da ist, kaufen wir einen Eimer Farbe und los geht's«, beschreibt Carsten die derzeitige Situation.

Klanggerüst e.V. ist ein noch junger Verein zur Förderung nicht-etablierter Künstler mit dem Schwerpunkt auf Musik- und Bandförderung. Nach seiner Gründung 2007 zeigte er gleich, wie improvisierte Kulturarbeit geht: aus einer Bandprobe wurde kurzerhand die öffentliche »Jaaamm Session« gemacht. Innerhalb kürzester Zeit wurde so aus einem Proberaum in der Kalkreißer eine der angesagtesten Orte der Stadt. Jeden Freitag trafen sich Musiker und Musikinteressierte zur ausgelassenen Improvisation. Der Verein wuchs schnell und spätestens mit der Etablierung der Veranstaltungsreihe »plugIN«, in der monatlich jungen regionalen Bands eine Auftrittsmöglichkeit geboten wird, suchte man nach neuen Räumlichkeiten.

Eher zufällig stieß man auf die seit einigen Jahren leerstehende ehemalige Villa des Malzwerkegründers. Bald darauf war der Mietvertrag mit den benachbarten Malzwerken geschlossen und man konnte das marode Haus für die eigene jugendkulturelle Arbeit nutzen. Die zwei Veranstaltungsreihen wurden freitags erfolgreich fortgeführt, Bandproberäume entstanden – und ganz nebenbei begann auch noch die Sanierung der

Räumlichkeiten. »Das Erbringen der Mittel für Miete und Renovierung entwickelte sich schnell zum Problem, denn außer den Einnahmen aus Veranstaltungen, Proberaumvermietung und Mitgliedsbeiträgen verfügt der Verein über keinerlei Zuschüsse oder Rücklagen. Wir leben von der Hand in den Mund«, sagt Carsten, und ergänzt: »Als junger Verein mit wenig Erfahrung bei der Beschaffung von Zuschüssen ist es sehr schwierig, die Förderrichtlinien zu verstehen und Anträge erfolgreich zu stellen.« So wurden die bisherigen Projektförderanträge des Vereins negativ beschieden.

Aber auch der Umgang mit den städtischen Ämtern gestaltete sich nicht einfach. So brachte eine Stippvisite des Ordnungsamtes während einer Veranstaltung das Ergebnis, daß der Verkaufspreis eines Mixgetränkens viermal so hoch liege, wie der Einkaufspreis, und der Verein daher ein Gewerbe anmelden müsse – obwohl das Gewerbeamt dies im Vorfeld als nicht nötig erachtete. Die vorläufige Gemeinnützigkeit, die eine Voraussetzung für das Stellen von Förderanträgen ist, war damit bis auf weiteres ausgesetzt. So beißt sich die Katze in den Schwanz. Und der ohne Zweifel gemeinnützige, ausschließlich ehrenamtlich arbeitende Verein hat wieder ein Problem mehr.

Dazu kommt der schlechte bauliche Zustand der Villa. »Die Umweltbilanz ist durch die alten Fenster und die ungedämmte Fassade miserabel, die Nebenkosten sind enorm«, erzählt Carsten. »Aber auch die Kosten für die Erfüllung der Auflagen von Bauamt und Brandschutz müssen zum Teil von uns aufgebracht werden.«

Der erste Winter steht vor der Tür und man fragt sich, wie der Verein diesen ohne öffentliche Unterstützung überstehen wird. Der Wunsch der Klanggerüstler an die Stadt ist daher folgerichtig und konsequent: das Schaffen einer Koordinierungsstelle zwischen freier Szene und Stadtverwaltung, die Beratung und Unterstützung im Ämter- und Förderdschungel anbieten kann.

Denn die Klanggerüst-Aktivisten haben noch viel vor. So wird es freitags, neben den sehr erfolgreich laufenden Veranstaltungen »Jaaamm Session« und »plugIN«, auch eine offene Bühne für junge Bands ge-

ben. Dazu soll der Samstag zukünftig regelmäßiger Veranstaltungstag werden. Mit der Reihe »addON« wird dabei ein Schwerpunkt auf der Förderung junger Theatergruppen, Graffiti-Künstler und Literaten liegen. Auch im musikpädagogischen Bereich gibt es mit der »Kinder Jaaamm« einen Ansatz, der zukünftig ausgebaut werden soll. Die Anbindung an den Stadtteil ist ebenfalls auf einem guten Weg: es gibt eine Kooperation mit der benachbarten Regenbogenschule, mit dem AJZ schräg gegenüber pflegt man ein kollegiales Verhältnis und beim Magdeburger-Allee-Fest richtete der Verein die Abschlußparty aus. Lärm-Beschwerden

der Anwohnerschaft gehören im übrigen eher zu den Ausnahmen.

Letztendlich jedoch hängt die Verwirklichung dieser Pläne von den ehrenamtlichen Kapazitäten und dem Durchhaltevermögen des Netzwerkes aus inzwischen 60 Vereinsmitgliedern ab. Die Mitgliedschaft kostet vier Euro im Monat und berechtigt zum kostenlosen Eintritt bei allen Klanggerüst-Veranstaltungen. Eine Investition, die sich lohnt. Die Straßenbahn hält im übrigen direkt vor der Villa.

Thomas Putz

» Klanggerüst e.V., Magdeburger Allee 175, Erfurt | www.klanggeruest.de



Foto: Mario Monecke

hände hoch – hosen runter.

Die ehemaligen Hausbesetzer sind seit der Räumung im April nicht untätig gewesen und haben eine neue Kampagne ins Leben gerufen: »Hände hoch, Haus her. Für ein selbstverwaltetes Zentrum in Erfurt«. Im Juli fand auf dem Fischmarkt hierzu die erste Kundgebung statt, wo die Aktivistinnen und Aktivisten sich über die Repressionen seitens der Stadt Luft machen konnten.

Im 14tägigen Rhythmus folgten weitere Kundgebungen, bei denen die ehemaligen Hausbesetzer ihren Forderungen weiter Geltung verliehen und auf ihre verschiedenen Projekte aufmerksam machten, so z.B. die »Küche für alle«, der »Kost Nix Laden«, die Siebdruckwerkstatt und die Unterstützung der lokalen Musikszene. Faktisch sah das beispielsweise so aus, wie am 27. August 2009: Ab ca. 18:00 Uhr versammelten sich ca. 25 Aktivistinnen und

Aktivisten an der Römerstatue auf dem Fischmarkt, bewacht von zwei Gruppenkraftwagen der hiesigen Polizei. Gegen 19:00 Uhr begann die Kundgebung, d. h. es wurden Texte vorgelesen, Auszüge aus Anklageschriften und eine Stellungnahme zu der Kampagne »Hände Hoch ...«. Das Ganze wurde klanglich eingebettet und musikalisch untermalt durch das Techno-Projekt »T-Shirt Socken Schlüpfer« aus Weimar. Im Anschluß an die »Lesung« wurden dann noch Flyer verteilt. Die umherstreifenden Bürger und Besucher zeigten sich jedoch wenig beeindruckt. Kaum einer nahm sich die Zeit zum Stehenbleiben, Zuhören oder gar für Nachfragen. Vielmehr diskutierte z.B. eine vorübergehende Passantengruppe eher die Frage: »Woher bekommen die eigentlich den Strom?!«

Wieso nicht einfach ein neues Haus besetzen wird, erklärt sich

laut Stellungnahme bei den Kundgebungen und auf den entsprechenden Internetseiten mit der Drohung der Stadt, eine Neubesetzung mit sofortiger Räumung und rechtlichen Konsequenzen zu sanktionieren. Die Kampagne habe zudem nicht nur das Ziel, die Stadt auf vermeintliche Mißstände aufmerksam zu machen, sondern auch potentiell engagierte Bürger zu erreichen, die bereit wären, den Besetzern ein Objekt für ihre Projekte zur Verfügung zu stellen. Da kann man der obdachlosen Alternativkultur eigentlich nur noch einen warmen Herbst und Winter wünschen. Aber zum Glück gibt es ja den Klimawandel, darauf wenigstens ist Verlaß.

Peter Ambrus

» www.topf.squat.net

» www.haendehoch.blogspot.de

gute ratschläge.

GERA: Am 11. Juli 2009 versammelten sich in Gera rund 4.000 militante Neonazis aus ganz Europa zum »Rock für Deutschland« +++ HILDBURGHAUSEN: Im Landtagswahlkampf beschimpfte die NPD Thüringen das CDU-Mitglied Zeca Schall als »Quotenneger« und legte ihm die »Heimreise« nahe, so daß er Polizeischutz bekam +++ PÖSSNEK: Das Amtsgericht Pößneck verurteilte den Asylbewerber Felix Otto zu acht Monaten Freiheitsentzug, weil er den Landkreis verlassen hatte, in dem er wohnt, und so gegen die nur in Deutschland gültige Residenz-

pflicht verstoßen hatte.

Dies sind nur drei Nachrichten aus Thüringen, die in den letzten Monaten bundesweit für Schlagzeilen sorgten. Doch der antirassistische und antifaschistische Ratschlag, der in diesem Jahr bereits zum neunzehnten Mal stattfinden wird, beschäftigt sich nicht nur mit tagesaktuellen Meldungen rund um Rassismus und Antisemitismus.

Das erste Wochenende im November dient dazu, alle Menschen in Thüringen zusammenzubringen, die sich gegen menschenfeindliche Ideologien in ihren vielen Facet-

ten engagieren. Ob Schüler oder Rentnerin, Pfarrerin oder Atheist, Punker oder Anwältin, alle sind eingeladen, sich auszutauschen und unterschiedliche Positionen zu diskutieren. Die theoretische Auseinandersetzung steht dabei gleichberechtigt neben praktischen Übungen und Handlungsansätzen, langjährig Aktive sind genauso gerne gesehen wie Neulinge.

In diesem Jahr wird der antirassistische und antifaschistische Ratschlag am 6. und 7. November in Erfurt stattfinden.

» **Das komplette Programm findet ihr unter: www.ratschlag-thueringen.de**

betreten durch bürger unerwünscht.

Im August wurde ich von der Verbraucherzentrale Thüringen eingeladen, auf dem Anger in Erfurt eine Kunstaktion durchzuführen, welche die Zusammenhänge von Mobilität und Klimawandel aufzeigt. Aber die Stadtverwaltung hatte so ihre Probleme damit.

Ich entwarf eine Aktion, bei der es darum geht, mit Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger den CO₂-Ausstoß je Verkehrsmittel mit weißer Farbe, selbstverständlich wasserlöslich und abwaschbar, mit riesigen Buchstaben auf das Pflaster zu schreiben. Ähnliche Aktionen zu unterschiedlichen Themen hatte ich bisher erfolgreich in anderen Städten mit Genehmigung der zuständigen Ämter durchgeführt, selbst vor dem Reichstag in Berlin erhielt ich hierzu eine offizielle Erlaubnis.

Daher war ich sehr erstaunt, daß ich von meinen Gastgebern hören mußte, die Stadt Erfurt könne uns hierfür keine Erlaubnis erteilen, da der Straßenbelag dies nicht vertrage. Das muß ja wohl ein ganz empfindlicher Boden sein, den sich die Erfurter da haben verlegen lassen, dachte ich, wenn der noch nicht mal Wasserfarbe verträgt. Womöglich ist dieses mittelalterliche Pflaster denkmalgeschützt oder eher wert, im Museum betrachtet als von den schmutzigen Füßen seiner Bewohner/innen achtlos betreten zu werden. Ich respektiere altehrwürdige Kunstschätze, und so ließ ich mir eine andere Aktion einfallen, in der es nicht Wasserfarbe war, sondern Kreide, mit der ich die Umriss der Fußabdrücke einzelner Passanten – ähnlich den Kreidelinien der Spurensicherung am Tatort – festhalten wollte. Schließlich sind wir in Sachen Klimawandel Täter und Opfer in einer Person. Doch auch diese harmlose Form der Bodenbeschriftung, in den Zeiten der old-school-Spiele, wie Hüpfkästchen usw., tausendfach von Kindern auf der Straße erprobt, wollte das zuständige Erfurter Amt nicht genehmigen, da der wertvolle Boden dies nicht vertrage.

Langsam machte ich mir Sorgen, die Erfurter müßten ja einen enorm kostbaren und empfindlichen Straßenbelag besitzen. Daß ich darüber noch nichts gehört oder gelesen hatte, wo der doch so unschätzbar wertvoll sein mußte, gab mir zu denken. Als letzten verzweifelten Versuch bot ich an, dann wenigsten mit Krepp-Klebeband die Umriss von den Füßen der Bürger zu nehmen. Als mir auch dies verwehrt wurde, und zwar mit der Begründung, der teure GRANITboden würde das nicht aushalten, wußte ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte: Da hat sich eine Stadt womöglich mit den Mitteln des Solidarbeitrages einen schweine-teuren und superharten Granitboden verlegen lassen und will dann nicht zulassen, daß eine öffentliche,

nichtkommerzielle Kunstaktion zum Klimaschutz auf diesem – früher sagte man Volkseigentum, darf man das noch sagen? – öffentlichen Platz stattfindet? Wem gehört eigentlich der öffentliche Raum, diese Frage schoß wieder in mir hoch. Erst durch Intervention der städtischen Pressesprecherin, welche wohl geahnt haben muß, daß eine derartige Haltung gerade in Zeiten des Wahlkampfes nur Hohn und Häme bei den Medien hervorrufen würde, erhielt ich dann die Genehmigung, wenigstens mit Kreide zu arbeiten.

Leider ist dies kein lächerlicher Einzelfall. Als ich mein Kunstprojekt »Klimaflüchtlingslager«, eine Installation von ca. 400 Miniaturzelten, auf dem Pariser Platz vor dem Brandenburger Tor aufstellen wollte, wurde mir durch Zeitschinden unter den undenkbarsten Ausreden eine Planung unmöglich gemacht, weil man eine derart politische Kunst nicht dort sehen wollte. Erst nachdem ich angekündigt hatte, ich würde die Aktion auch ohne Erlaubnis durchführen und mich dann vor den Pressekameras mit Gewalt abführen lassen, was ja auch Medienbilder erzeugt, mit denen man wohl nicht gerne in Verbindung gebracht werden will, erhielt ich zwei Tage vorher meine Genehmigung für eine Gebühr von 1.700.

Gleiches läuft gerade in London ab, wo man mir schon im Frühjahr die Nutzung des Trafalgar Square zugesagt hatte, jetzt aber mit immer neuen Ausreden von Monat zu Monat versucht, mich müde zu machen und plötzlich Kosten erheben will, die im Bereich von 1.000 Pfund pro Stunde liegen. Der öffentliche Raum wird von öffentlichen Zuhältern vermarktet. Die entscheiden sich dann gerne für große Konzerne wie Vattenfall oder Telekom, die sich ungeniert mit ihren Werbekampagnen ausbreiten dürfen, und gegen Kunst und Kultur. Ich erinnere mich wehmütig an die Zeiten, in denen Bilder um die Welt gingen, wo unzählige Menschen auf den Plätzen riefen: »Wir sind das Volk«. Heute sind sie nur lästig.

Am besten, ginge es nach den selbsternannten Hütern öffentlicher Ordnung – in Wirklichkeit sind es vom Volk bezahlte Diener der Allgemeinheit –, man würde die Bürger aus der Stadt sperren. Betreten für alle verboten, der Bürger stört nur und macht alles dreckig. Dann hätten die öffentlichen Raumpfleger endlich ihre Ruhe.

Hermann Josef Hack

praktische solidarität.

Ein leckeres Eis an einem warmen Sommertag, ein Diskobesuch am Wochenende oder ein Becher Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt: Für die meisten Erfurterinnen und Erfurter ist das (noch) ganz selbstverständlich und gehört zum Leben dazu, wie Essen, Trinken und Schlafen. Für das Gros der Asylsuchenden und »geduldeten« AusländerInnen in Thüringen sind diese Selbstverständlichkeiten allerdings nahezu ein Ding der Unmöglichkeit.

Nach dem Asylbewerberleistungsgesetz, das die sozialen Leistungen für Asylsuchende und geduldete AusländerInnen regelt, stehen diesen Menschen mindestens für die ersten vier Jahre ihres Aufenthaltes in Deutschland lediglich »Grundleistungen« für Lebensmittel, Kleidung und Hygieneartikel zu. In Thüringen werden diese Grundleistungen, die derzeit ca. 65% des Hartz-IV-Regelsatzes entsprechen, überwiegend in Form von Gutscheinen »ausgezahlt«.

Die Gutscheine dürfen grundsätzlich nur in bestimmten Einkaufsmärkten gegen Waren eingetauscht werden. Wechselgeld wird maximal in Höhe von 10% des gesamten Gutscheinwerts ausgezahlt, und längst nicht alle Waren können damit bezahlt werden. Der Flüchtlingsrat Thüringen e.V. weist in einem Informati-

onsblatt darauf hin, daß das »Asylbewerberleistungsgesetz und darin die Praxis der Vergabe von Gutscheinen zur Sicherung des Lebensunterhaltes ein rassistisches Sondergesetz« sei. Daher werden Menschen als UnterstützerInnen gesucht, die sich mit Flüchtlingen solidarisieren, und Gutscheine in Bargeld tauschen.

Wie funktioniert so ein Gutscheinumtausch? Die Gutscheine sind in der Regel nicht übertragbar, das heißt nur die InhaberIn kann damit Waren einkaufen. Ein »gutscheinumtauschwilliger« Mensch muß also gemeinsam mit einem Flüchtling seinen Einkauf erledigen. Der Kaufbetrag wird dem Flüchtling dann im Anschluß 1:1 erstattet. Die »UmtauscherIn« erhält die Butter aufs Brot und der Flüchtling Bargeld, über das er entsprechend seiner Bedürfnisse frei verfügen kann.

Die nächste Umtausch-Aktion findet in Erfurt am 2. Oktober 2009 statt. Dazu gibt es von 13–15 Uhr eine Kundgebung auf dem Anger zum Thema »Gutscheine für Flüchtlinge – eine diskriminierende Praxis, die Rassismus schürt und Selbstbestimmung schnürt« und ab 16 Uhr eine Gutscheinumtausch-Aktion mit Flüchtlingen im REWE/ Rieth (Mainzer Str. 38, Nähe Vilnius-Passage).

» Weitere Informationen: www.fluechtlingsrat-thr.de

lebenslust im stadtgarten.

Das »Lebenslust-Festival«. 12 Bands, 2 Tage Musik, Kultur, Kunst und mehr. Erste gute Nachricht: Nicht erst nächstes Jahr. Zweite gute Nachricht: Mitten in Erfurt. Dritte gute Nachricht: Das alles für richtig wenig Geld (3 bis 5 Euro).

Die Festival-Saison neigt sich bereits langsam dem Ende zu. Aber nein! Keine Tränen der Traurigkeit in die Augen steigen lassen. Am 17. und 18. Oktober feiert in unserem Garten der illustren Zusammenkünfte und Events, im Stadtgarten, die pure Lebenslust. Pah, das wäre doch gelacht, wenn wir Erfurter uns die Freude von ein paar kühlen Ausdünstungen obiger Machenschaften (meint hier Gevatter Petrus) verderben ließen.

Seit Juli tüftelt eine offene Arbeitsgruppe an der Umsetzung des Festivals, das von der »AG Nachhaltigkeit Erfurt e.V.« initiiert wurde. Es klingt vielversprechend. Von Rock, Pop, Indie über Ska, Punk bis hin zu Singer/Songwriting wird musikbegeisterten Lebenslustigen einiges geboten. Außerdem gibt es Workshops zu Kunst, Kultur, Gesellschaft und Politik, ein globalisierungs-

kritischer Stadtrundgang, vegetarisch/veganer Brunch etc. Bei der gesamten Planung liegt das Augenmerk auf einem nachhaltigen Effekt des Ganzen: Um jungen Musikschaffenden aus Thüringen eine Plattform zu bieten, werden verstärkt regionale Bands ohne Label-Vertrag den musikalischen Teil stellen. Die Bereiche Mobilität, Energie, Kommunikation, Verpflegung, Wasser und Abfall werden möglichst umweltschonend gestaltet, z.B. durch Schaffung von Anreizen für eine umweltfreundliche Anreise. Auch eine kostenfreie Kinderbetreuung wird angeboten.

Übrigens: Wer jetzt noch gute Einfälle beisteuern möchte, kann dies tun. Die Planung läuft bis zuletzt auf Hochtouren und ist bis dahin für Beiträge offen. Einfach dienstagsabends 20 Uhr in den Stadtgarten gehen und das Codewort »Lebenslust« in den Äther rufen. Habe ich auch so gemacht.

Marion Mayer

» www.lebenslust-festival.de

berliner randbezirke.

Auf seinen Lesereisen dokumentiert der Berliner Slam-Poet Frank Klötgen die »Berliner Straßen« in den jeweiligen Auftrittsorten. Heute: Erfurt

»Aber schreiben'se auch mal wat Schönet! Über die netten Leute hier«, gibt mir die ohne Frage nette alte Dame als Auftrag mit auf dem Weg, sich wohl sorgend, man könne das Schöne des dem Verfall weitgehend preisgegebenen Viertels »Berliner Platz« (»traurig ist das!«) nur allzu leicht übersehen und sich von den häßlichen Ecken zu häßlichen Reden verführen lassen. Da darf sie ohne Sorge sein. Ich mag es gut leiden, wenn meine Ziele es bis zum Haltestellennamen gebracht haben. »Nächste Haltestelle: Berliner Straße!« – da fallen einem doch alle Zweifel wie Schuppen von den Augen, ob man auch auf dem rechten Weg ist. Kein Umherirren und Durchhangeln, um ans richtige Ziel in der fremden Stadt zu gelangen, sondern: Zack! Da.

Und Zack! Das Fotomotiv des Monats vor den schuppenbefreiten Augen: ein mächtiger Berliner Wappen-Bär an einer Hausfassade nebst einem auf dem Dach aufgestellten Schriftzug »Stadt Berlin«. Das ist doch schon mal großartig. Die Mieter des Gebäudes – eine Pizzeria und die Stadtteilbibliothek – geben wenig Deutungshilfe wie das Berlinerisch-Städtische auf ein Erfurter Dach geraten konnte. Ich spreche also jene bereits erwähnte nette alte Dame an und werde fremdenführerisch bedient: Ja, das »Stadt Berlin«, das sei noch ein richtiges Restaurant gewesen – »gutes Essen!« – und eine Tanzfläche habe es gegeben, »schöne Abende!«

Auch wenn ich Büchereien grundsätzlich auf der guten Seite des Lebens verorte, gönne ich in diesem Moment vorbehaltlos und uneingeschränkt meiner Nachhilfelehrerin in Sachen Nostalgie von ganzem Herzen eine Wiederbelebung alter Gastlichkeit und die Möglichkeit zu sagen: Am Sonnabend laß uns mal wieder ins »Stadt Berlin« gehen! Das klingt nach altmodischen Gala-Abenden, klingt nach Peter Frankenfeld und Harald Juhnke und Ein Kessel Buntes. Das klingt nach einem Platz, an dem aktuelle und verflossene VIVA-Moderator(inn)en nie und nimmer den Türsteher passieren könnten. Kurzum: eine bessere Welt. Ich würde wohl mitkommen.

Weiterhin geöffnet hat der »Berliner Bierbrunnen«, dessen Name nach keinen weiteren Deutungshilfen suchen läßt. Vergeblich würde man aber – wie draußen per Hinweisschild angekündigt – nach dem Speise-Angebot des Berliner Bierbrunnens suchen (worauf ich ohnehin kaum vorbereitet gewesen wäre).

»Liebe Gäste, leider müssen wir unsere Küche

schließen, um das Rauchen in unserem Gasträum zu ermöglichen. Durch Denunzianten wurden wir bei den entsprechenden Stellen gemeldet! Wir hoffen auf Ihr Verständnis!« Das zwischen zwei Ausrufungszeichen eingeklammerte Verständnis wirkt ein wenig wie ein verbrämtes »gebt ihnen auf'fe Fresse!« – Motivationstraining. »Denunzianten« ist im übrigen ein an dieser Stelle wundervoll gewähltes, von jeglichem Unrechtsbewußtsein entblößtes Wort, dessen Gebrauch ich ausdrücklich gutheißen möchte.

Dem auf dem »Berliner Platz« Hunger Leidenden bleiben auf dem Gelände immerhin noch ein Imbiß-Wohnwagen sowie vier Restaurants (darunter die bereits erwähnte Pizzeria) zur Auswahl. Von diesen Restaurants werben zwei mit dem Konterfei von Che Guevara (nein, leider nicht die bereits erwähnte Pizzeria). Außerhalb von Kuba ist das wohl eine kaum zu toppende Quote. Dabei ist nicht einmal ausgeschlossen, daß ich eine weitere Havanna-Bar übersehen habe – und das bitte ich mir im Falle des Falles nachzusehen, denn der »Berliner Platz« zu Erfurt ist mit seinen Verbindungsgassen zur parallel verlaufenden und in weitere Seitenarme verzweigenden »Berliner Straße« ein schwer zu erkundendes Gelände.

Womit wir in ein weiteres Horn der versprochenen Lobrede stoßen wollen: Für die Erkundung des »Berliner Platzes«, der so etwas wie einen Mini-Stadtteil bildet, darf ein kompletter Tag veranschlagt werden, und so versinnbildlicht jener Platz die von einem Hauptstädter so gern beanspruchte majestätische Erhabenheit und Größe.

Wir müssen aber auch ehrlicherweise zugeben, daß dieser Tag womöglich nicht zu den spannendsten im Leben eines Normalsterblichen zählen wird. Denn ohne meinem antrainierten Hang zur Romantik und dem von der netten alten Dame angetragenen Wunsch, Nettos über den »Berliner Platz« zu verfassen, ist das hier natürlich eine recht nüchterne, überdimensionierte Plattenbausiedlung, die auf allen Seiten von vielbefahrenen Hauptstädtestraßen der sozialistischen Bruderstaaten umarmt wird.

Aber wenn man vor dem »Stadt Berlin«-Schriftzug steht und so eine nette alte Dame mit Geschichten aus der nahen Vergangenheit an der Seite hat, dann ist der »Berliner Platz« zu Erfurt für einige Minuten lang die längste Praline der Welt.

im land des lächelns.

Oder: Die Konterkarrierung des Robin Hood

Wir alle kennen ihn: Robin Hood, den sagenhaften englischen Volkshelden. Den personifizierten Inbegriff des Kampfes Gut gegen Böse. Ein Kampf, der von Herzen kommt. Ein Kampf, der zu außergewöhnlichen Mitteln greift. Ein Kampf für die soziale Revolution und Gerechtigkeit im Sherwood Forest.

Robin Hood. Diesen Namen haben wahrlich nur die besten verdient. Das dachten sich auch Würdenträger im Thüringer Land des Lächelns: Marion Walsmann, ihres Zeichens Erfurter Stadträtin und – zumindest bis zum Redaktionsschluß – Thüringens Justizministerin, und ihr Mann, der Erfurter Stadtrat Thomas Hutt. Sie gaben ihrem ersten Sproß, in Anlehnung an den Helden vieler Kinderzimmer, den Namen Robin Hutt.

Armer Robin, ist man da versucht zu sagen. Nicht nur, daß ihm mit diesem Namen ein schweres Erbe auf den kindlich schmalen Schultern lastet. Unser Robin Hutt hat auch die denkbar schlechtesten Voraussetzungen, seinem Namensvetter gerecht zu werden. Daß seine Eltern schon älter sind, ist dabei genauso wenig entscheidend wie die Tatsache, daß sie beide das Parteibuch der CDU in der Tasche haben. Entscheidend ist vielmehr, daß sie nach Macht und Einfluß streben.

Ein Beispiel: Die Übergabe von Lottomitteln. Google spuckt satte 953 Treffer in Verbindung mit dem Namen Walsmann aus. So viel Geld für so viele soziale Zwecke, ist man versucht zu jubilieren. Aber halt: Mißversteht unsere Justizministerin vielleicht die Vergabe von Lottomitteln mit den guten Taten des echten Robin Hood? Selbstlos und voll Idealismus stahl er den Reichen Geld, um es den Armen im Sherwood Forest zu geben. Doch erfolgt dies im Land des Lächelns ebenso edelmütig? Man möchte keinen Eigennutz unterstellen, aber es sei doch darauf verwiesen, daß wir uns bis dato mitten im Wahlkampf befanden ...

Der Wahlkampf war allgegenwärtig. Während Robin Hood sein Werk mit reinem Witz und Charme vollbrachte, muß Robin Hutt mit ansehen, wie seine Eltern versuchen, die womöglich wahren Hintergründe ihrer guten Taten mit einem Lächeln zu tarnen. Einem Lächeln, das (wie es in dem CDU-lastigen Medium tollesthüringen.de heißt) »Berge versetzen kann«. Ja, vor dem perlweißen Grinsen dieser Dame, deren Hobby, sprich Freizeitbeschäftigung, laut eigener Aussage ihre Kinder sind, wichen sogar die Thüringer »Berge« Kyffhäuser, Großer Inselsberg oder Petersberg zu-

rück – wenn sie denn könnten.

Sie lächelte zu uns auf Wahlplakaten, in Anzeigen, auf Flyern, bei öffentlichen Veranstaltungen, aus diversen Zeitungen, im Internet ... Lächelte sie eigentlich auch, als sie 1989 als Mitglied der Volkskammer der DDR (Abgeordnete von 1986 bis 1990) die Hand hob und damit die historischen Ereignisse rund um die Besetzung auf dem »Platz des himmlischen Friedens« in Peking als interne Angelegenheit Chinas deklarierte und damit guthieß? Im Laufe des Volksaufstandes verloren laut Angaben des chinesischen Roten Kreuzes rund 2.600 Zivilisten ihr Leben. Von 1986 bis 1990 arbeitete Marion Walsmann übrigens auch bei der Erfurter Stadtverwaltung, als Justitiarin im Stadtbauamt. Im übrigen das Amt, das maßgeblich an den Plänen beteiligt war, nach denen die historische Erfurter Altstadt großflächig abgerissen werden sollte ... Ob Frau Walsmann auch diese Pläne lächelnd unterstützte, ist nicht bekannt.

Wer ist diese Frau, die beim ökumenischen Friedensgebet in der Erfurter Lorenzkirche im Dezember 2008 nach vorne trat und sagte: »Ohne den Einsatz engagierter Christen wären die friedliche Revolution im Herbst '89 und die Überwindung dieses menschenverachtenden Systems nicht möglich gewesen.« Dieser Satz ist mehr als wahr, doch aus ihrem Mund? Und wie kommt es, daß ausgerechnet Frau Walsmann sich freut, daß »die Entstehung einer Bildungsstätte in der Erfurter Andreasstraße jetzt auf einem guten Weg ist«? Ob sie, die so vehement eine Aufklärung der DDR-Geschichte fordert, dort auch eine Schautafel ihres eigenen Werdeganges aufstellen würde?

Im Land des Lächelns sucht man vergebens nach kritischen Selbstauskünften. Anstelle von Antworten quittiert Frau Walsmann alle Fragen in diese Richtung mit dem, was sie am besten kann, einem Lächeln. Doch zurück zu Robin Hutt, denn für ihn gibt es Hoffnung. Da seine Mutter auf der Karriereleiter weiter nach oben strebt und auch sein Vater viel beschäftigt ist, bleibt wenig Zeit für ihn und seine Schwester. Um Robin und Marietta kümmern sich wohl zwei au-pair-Mädchen! Hoffentlich gehören diese jährlich wechselnden Bezugspersonen zu den wahren Fans des echten Robin Hood und sind damit Vermittler von Normen und Werten, die einem wahren Helden zu Gesicht stehen.

Little John

fünf fragen an: Erich Zeigner (*1886 in Erfurt, †1949 in Leipzig)



Herr Zeigner, was machen Sie in Erfurt? Ich bin zu Besuch. Nachdem meine Familie nach Sachsen zog, bin ich das erste Mal wieder in Thüringen. Wir sind damals weggezogen, weil meine Eltern kein Entwicklungspotential gesehen haben. Heute sieht das offensichtlich besser aus, dank der kleinen Initiativen, die sich für Lebensqualität und zeitgenössische Kultur einsetzen. In Sachsen lief das auch nicht von heute auf morgen ...

Sie waren Ministerpräsident von Sachsen und haben zwei Mitglieder der KPD in ihre Regierung aufgenommen. Warum? Beide setzten sich für Themen ein, die ich teile, und das sind: Kultur und Bildung! Ich bin zwar von Seiten der Justiz zur Politik gekommen, glaube aber, daß die beiden Themen existenzieller sind als Schadensbegrenzung, womit wir Richter uns beschäftigen. Mein Partei-Kollege Friedrich Ebert unterstützte mich zwar kaum und ließ mich schlußendlich absetzen, aber, ehrlich gesagt, halte ich es für unverantwortlich, für eine Partei einzutreten, die ihre eigenen Ziele zu Gunsten der öffentlichen Wahrnehmung vernachlässigt.

Ist das der Grund, warum Sie die SED mitbegründet haben? Ja, unter anderem. Nach dem Nationalsozialismus war Stunde Null und wir haben die Chance genutzt, eine wirkliche Alternative zum Bestehenden zu entwickeln. Wissen Sie, ein bißchen war das so wie mit der

Piratenpartei: Während alle Parteien sich am Syndrom abarbeiteten, haben wir die Ursache thematisiert und wollten genau da ansetzen. Was daraus geworden ist, steht auf einem anderen Blatt.

Warum kommen Sie nicht zurück in Ihre Heimatstadt? Sie könnten gebraucht werden! Nun, es ist so, daß ich Professorenverpflichtungen an der Universität Leipzig habe, gleichwohl ich mir vorstellen könnte, kommunalpolitisch auch für Erfurt da zu sein. Mir fallen auch gleich viele gute Beispiele ein, die ich aus meiner Arbeit kenne und sehr gern zur Diskussion stellen würde. So zum Beispiel die Öffnung der innerstädtischen Gewässer für die Schifffahrt oder auch die Cafékultur, die sich beispielsweise in Leipzig hervorragend entwickelt. Sehen Sie, im Vergleich mit anderen Städten dieser Größenordnung halte ich die Lebensqualität für die Erfurter absolut steigerbar. Es macht auf mich den Eindruck, als ob Touristenzahlen wichtiger sind als das Wohlbefinden der Einwohner. Und das ist schade.

Ist es nicht schlimm, wenn selbst ich als Außenstehender solch ein Bild von der Stadt habe? Dann will ich nicht wissen, wie es den Menschen geht, die hier ihren Lebensmittelpunkt haben!

A propos Lebensmittelpunkt: Sie kehren also nicht zurück? Sehen Sie, ich habe fast mein gesamtes Leben in Leipzig und Sachsen verbracht. Einen alten Baum verpflanzt man nicht! Ich war ja noch ein Kind und liebe meine neue zweite Heimat sehr.

ELEGANTE

© M.F. SALZMANN



www.flausen.net

hirnziges im blechbüchsenviertel.

Die Krämpfervorstadt, das Quartier im Osten Erfurts, ist das durchschnittlichste Viertel der Stadt. Diese These scheinen – neben anderen Unauffälligkeiten – Statistiken zur Zusammensetzung und zum Wahlverhalten der dort Wohnenden zu belegen. Die hEft-Redaktion sieht sich deshalb gerade im Superwahljahr 2009 veranlaßt, in loser Folge Menschen dieses Stadtteils zu Wort kommen zu lassen.

Auf einer großen Brachfläche zwischen Hallescher Straße und dem Alten Nordhäuser Bahnhof sah ich einen hageren Mann sitzen. Er rauchte, trank Bier, sicher nicht das erste an diesem sonnigen Samstagmorgen. Einen Gesprächspartner hatte er nicht nötig, das konnte ich seinem in der Ferne ruhenden Blick entnehmen. Trotzdem fragte ich ihn, ob er mir etwas über die Krämpfervorstadt erzählen kann. Zu meiner Überraschung entspann sich ein langes Gespräch – über seine Lebensabschnittsgefährtin, wie er sagte, die im diplomatischen Dienst tätig sei und ihm manchmal auf die Ketten gehe; über die Krämpfervorstadt, die, so wußte er zu berichten, auch als Blechbüchsenviertel bezeichnet wurde; und über die Ausbürgerung Wolf Biermanns, die ihn damals das Studium der Rechtswissenschaften kostete. Seinen Namen wollte er nicht verraten. Er sagte nur »Nenn mich einfach D.«. Ich war mir nach diesem Aufeinandertreffen nicht sicher, was von dem Gesagten der Wahrheit entsprach und welche Anekdoten ins Reich der Fiktion gehörten. Anregend war das Gespräch trotzdem. Ein Auszug.

Du hast erzählt, daß die Krämpfervorstadt das Blechbüchsenviertel genannt wird. Warum? Die Frage ist nicht ganz richtig: Die Krämpfervorstadt *hieß* Blechbüchsenviertel, weil hier die Arbeiter wohnten, also die, die Werte geschaffen haben und jeden Tag auf Maloche gegangen sind. Und diese Männer haben ihr Frühstücksbrot von ihren Frauen in Blechschachteln bekommen, auf daß sie dann, während ihres Schaffens, diese Brote verspeisten.

Bis wann gab es diese Bezeichnung? Ich sag mal, bis 1995 oder so. Dann wurden die Häuser saniert. Gut, es gibt immer noch ein paar von diesen hirnzigen Buden. Übrigens auch so ein typischer Erfurter Ausdruck: *hirnzigen*. Damit sind Häuser gemeint, die eigentlich abrißwürdig sind. Na ja, es haben sich jedenfalls die Mietpreise und damit die Bevölkerungsstruktur verändert. Und die Bemmen werden heute auch lieber in Tupperdosen gepackt.

Dieses Gelände hier vor uns: Kannst du mir darüber etwas erzählen? Das war im Prinzip ein Lager-

platz für Baukombinate. Da wurde Kies hingekippt, Sand und alle möglichen Baumaterialien. Kurz vor der sogenannten Wende haben sie hier alte Reifen entsorgt, die zum Teil verbrannt wurden. Dort drüben waren Lagerhallen des Güterbahnhofs, an der Strecke nach Nordhausen und Mühlhausen. Das dort, wo jetzt die türkische Familie ihr Geschäft betreibt, war der Hauptumschlagsplatz. Und dort, da sieht man jetzt gerade noch das rot-weiße Gebäude, das war die Verwaltung. Auf der anderen Seite, wo die Neubauten stehen, das waren alles Blumenfelder. Ja, schau mal, da vorne war *Blumenschmidt*, einer der bekanntesten deutschen Samenzüchter überhaupt. Die Lofts dort drüben, das war die Trocknungshalle für Samen. Wo jetzt diese Moschee drin ist, da war damals Samen- und Pflanzenmarkt. Daran erinnere ich mich noch. War mal 'ne große Erfurter Tradition. Aber klar, die Geschäfte gehen immer dorthin, wo es gerade günstige Kapitalverhältnisse gibt.

Du kennst dich hier gut aus. Was bedeutet dir dieser Ort? Ruhe! Ruhe. Allerdings geht das nur am Wochenende, weil sonst hier tausend Kinder nerven. Es sitzt sich hier sehr schön, wenn das Wetter entsprechend ist. Weißt du, ich sitze gerne mal in der Sonne und unterhalte mich mit solchen Chaoten wie dir. (*lacht*)

Wie lange bist du hier für gewöhnlich? Kommt drauf an, wie's Wetter halt ist. Ich sitze auch manchmal im Regen hier. Das ist wirklich interessant. Da siehst du im Sommer die Insekten aufsteigen, da siehst du Sachen, die du sonst nie für möglich halten würdest. Hier hinten zum Beispiel entwickelt sich 'ne Landschaft mit Kiefern und Birken. Dort drüben, das sind alles kleine Pinus sylvestris. [gemeine Kiefer, A.d.R.] Da hinten steht komischerweise eine Schwarzkiefer, die hier aber nicht so richtig klar kommt. Die braucht Boden, in dem was verrottet ist. Die ist sicherlich damals angepflanzt worden, als dort noch ein Verwaltungsgebäude war. Die Fichte hier vorne, die scheint da auch nicht original hinzugehören. Aber was ist schon original.



D., 56 Jahre, hat nach eigener Aussage Rechtswissenschaften in Berlin studiert und wurde im letzten Studienjahr exmatrikuliert, weil er eine Resolution gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns unterschrieben hatte. Daraufhin mußte er sich in der sozialistischen Produktion bewähren, bevor er sein Studium doch noch beenden durfte. Über sein späteres Mitwirken im Wirtschaftsrat des Bezirks Erfurt wollte er nicht weiter sprechen. Nach der Wende studierte er Informatik und Philosophie. Heute ist er für seine Freundin tätig, die im diplomatischen Dienst arbeitet. Fotografieren lassen wollte D. sich nicht. Also ist auf diesem Bild nur die Brachfläche zu sehen, auf der ich ihn im März dieses Jahres traf.

Interview und Fotografie: Sven Gatter

der schlaf und das flüstern.

»Zeit gibt es immer. Sie steht nicht still. Ich verzerre sie nur zur Unkenntlichkeit, verlangsame sie zu einem Nullpunkt. Das Leben schleppt sich träge durch die Zeit, das Sterben ist nicht aufgehalten.« In dem gerade erschienenen Roman von Stefan Petermann wird eine Geschichte aus zwei verschiedenen Perspektiven erzählt. Pola, die mysteriöse Frau, die die Zeit anhalten kann. Janek, der junge Mann, der ihr Geheimnis bewahrt. Sie schläft. Er flüstert. Die Zeit steht still, der Tod aber nicht.

Lange Sömme ist ein verlorener Ort, der über alle Jahreszeiten hindurch nach Kamillen riecht. Dort soll die Schönheit der leblosen Schmetterlinge ewig bewahrt werden, und ein rotes Flugzeug malt Watzzeichen an den Himmel. Petermann konzipiert ein fabelhaftes Universum, in dem die simple Eleganz seiner Wörter sich

mit den rohen Momenten der Erzählung vermischt. Auf der Suche nach einem verlorenen Vater, einer hoffnungsvollen Zukunft, erlaubt der Autor Pola und Janek, mit dem Tod zu spielen, aber schließlich liegt nicht viel in ihren Händen.

Es ist wahr: manche Momente können die Zeit anhalten. Passiv, wie angehalten, läßt sich der Leser durch Löwenzahn der Hasenheide führen. »Das war kein Ende. Sondern ein Anfang.« Ein Anfang mit Kamillengeruch.

Stefan Petermann ist ein junger Autor aus Weimar und »Der Schlaf und das Flüstern« sein erster Roman. Der langjährige hEFT-Autor erhielt verschiedene Auszeichnungen, unter anderem den Publikumspreis beim renommierten MDR-Literaturwettbewerb 2009. Zwei seiner Kurzgeschichten wurden verfilmt und auf verschiedenen internationalen Festivals präsentiert.

» **Stefan Petermann: »Der Schlaf und das Flüstern« | asphalt & anders Verlag Hamburg | 18,90 Euro**
» **Buchvorstellung: 29.10., 20 Uhr | Eckermann Buchhandlung Weimar, Marktstraße 2-4**

unland.

Mit Antje Wagner im Reich der Schatten

Vier Sommer ist es her, daß Antje Wagner ihr Stadtschreiberliteratur-Stipendium in Erfurt antrat. Die konzertante Lesung »Mottenlicht« bildete einen fulminanten Auftakt in die literarische Welt Antje Wagners und war doch zugleich eine Erdung für all die, die sich auf einen vergnüglichen Abend eingestellt hatten.

Antje Wagner fühlt sich angezogen von Abgründen. Psychische und physische Gewalt, morbide Fantasien, geheimnisvolle Orte, Lust und Schmerz ... all das liegt bei ihr nah beieinander. Die zierliche Wittenbergerin, die so gerne lacht und deren positive Unruhe geradezu ansteckend ist, spielt mit den

verborgenen Ängsten ihrer Leser. Im August erschien Wagners erster Jugendroman: »Unland«.

»Mir war schlecht« – die Worte, mit denen ihr Roman beginnt, entsprechen in etwa den Gefühlen des Lesers, wenn dieser das Buch nach 379 Seiten zuschlägt. Nicht weil das Buch schlecht ist – das Gegenteil ist der Fall, es ist Antje Wagners bisher stärkster und dichtester Roman –, sondern weil es endet wie es endet. Düster und hoffnungslos.

Wie ein Sog zieht es den Leser durch die Geschichte der vierzehnjährigen Franka, dem »Neuzugang« im Haus Eulenruh, einem Wohnprojekt für sieben Kinder und Jugendliche, in dem kleinen piefigen Elbdorf Waldburgen. Franka wiegt nicht nur zu viel, sie will auch zu viel wissen. Zum Beispiel, was es mit dem

benachbarten verlassenen Dorf Unland auf sich hat: Warum ist die düstere Ruinenlandschaft mit einem Elektrozaun gesichert? Was hat es mit den sonntäglichen Stromausfällen auf sich? Was ist in den blauen Kühlboxen, die Nachbar Siemann regelmäßig nach Unland fährt? Wer schickte ihr den hochauflösenden Feldstecher? Und warum fühlt sie sich ständig beobachtet?

Freundschaft und Liebe, Mißtrauen und Vorurteile – Antje Wagner bringt Licht in das Leben von Franka, läßt sie sich öffnen, aufblühen und erstmals als akzeptierten Teil eines Ganzen fühlen. Doch das Leben verläuft selten nach Plan und kennt oft kein Happy End. Darum wäre Unland auch kein Buch von Antje Wagner, würde sie eines dazudichten. Stattdessen läßt sie die Schatten frei.

» **Antje Wagner: »Unland« | Berlin-Verlag bei Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher | 17,40 Euro**

kulturriesen 2009.

Der Thüringer Förderpreis der Soziokultur geht an den art der stadt e.V. und das Zirkusfestival Omarillio

Nachdem im vergangenen Jahr das hEFt den erstmals ausgeschriebenen Preis erhielt, wurden nun gleich zwei Projekte mit dem begehrten »KulturRiesen« ausgezeichnet: der vor allem durch seine Theaterarbeit bekannte art der stadt e.V. aus Gotha und das multidisziplinäre Weimarer Kulturfestival Omarillio. Beide überzeugten die Jury so sehr, daß das Preisgeld von 1.111 Euro nicht halbiert, sondern verdoppelt wurde.

In der Begründung der Jury heißt es: »Der art der stadt e.V. Gotha leistet über das Medium Theater hinaus innovative und basisnahe Kulturarbeit, die identitätstiftend wirkt und eine Ausstrahlung auf ganz Thüringen besitzt.« Besonders gewürdigt wird dabei das schon über 15 Jahre währende Engagement der Mitglieder und Aktiven, die den Verein zum »Kristallisationspunkt für Basiskultur mit Perspektive« entwickelten.

Das Zirkusfestival Omarillio leistet, so die Jury, »durch seinen partizipativen, multidisziplinären Ansatz beispielgebende soziokulturelle Arbeit und be-

sticht durch seinen modellhaften und höchst zeitgenössischen Charakter.« Das Projekt, in dem Künstler, Kulturschaffende und Interessierte über vier Wochen lang genreübergreifend miteinander arbeiten und die Ergebnisse der Öffentlichkeit präsentieren können, fand in diesem Jahr zum dritten Mal statt.

Der KulturRiese – Förderpreis der Soziokultur wird seit 2008 jährlich an herausragende Beispiele soziokultureller Praxis in Thüringen verliehen. Stifterin ist die LAG Soziokultureller Zentren und Kulturinitiativen in Thüringen e.V. Finanziert wird der Preis zu 100 Prozent aus Spenden von Privatpersonen. Die Preisverleihung fand am 29. August im Gaswerk Weimar im Rahmen der »Aktionswochen für Soziokultur in Thüringen« (siehe auch »hEFt unterwegs« auf Seite 20) statt.

» www.soziokultur-thueringen.de

» www.artderstadt.de

» www.omarillio.de



Foto: Maxi Kretzschmar

krisenbewältigung und straßenfest.

Das Bündnis zum »Tag der Einheit der Menschen« setzt sich in diesem Jahr wieder im Rahmen mehrerer Veranstaltungen mit Macht und Ohnmacht auseinander. Unter dem Titel »Ohnmacht – na und?« gibt es noch bis zum 3. Oktober Lesungen, Vorträge, Seminare und Theater.

Das wunderbare Kabarettduo »Ensemble Weltkri- tik« präsentiert am 1. Oktober sein neues Programm »Talente fest« im Café Nerly. Unter dem Motto »Die Krise braucht ein Gesicht« stellen die beiden erwerbslosen Jungakademiker nicht nur ihre Talente zur Krisenbewältigung zur Verfügung, sondern bieten sich selbst auch noch als Projektionsfläche für die gebeutelten

Bürger der Republik an.

Das traditionelle Straßenfest zum »Tag der Einheit der Menschen« am 3. Oktober findet, wie gewohnt, zwischen 13 und 18 Uhr im Hof der Engelsburg und in der Allerheiligenstraße statt. Politische und kulturelle Vereine und Initiativen kommen zu Wort und beziehen Stellung – jenseits der Wir-sind-ein-Volksfeste an diesem Tag. Höhepunkte in diesem Jahr: Lebendige Bibliothek, Machtlosbude, Speedkickerturnier, DokFilm, Klanginstallation und noch einiges mehr.

» www.einheitdermensen.dgb-bwt.de

letzte chance für sittenbilder.

»Mehr davon!«, so lautet die vielfach geäußerte Forderung der Besucher/innen der »SITTENBILDER«-Ausstellung im alten Innenministerium in der Erfurter Schillerstraße. Die Ausstellung, die noch bis Anfang Oktober zu sehen ist, wurde von der Erfurter Künstlerin Katrin Gaßmann kuratiert und organisiert. Sie zeigt aktuelle Arbeiten in Deutschland lebender Künstlerinnen und Künstler, die dem moralischen Zustand einer Gesellschaft auf die Spur kommen und die die Doppelbödigkeit von Sitte und Moral ins Bild setzen. Zum Abschluß findet am 3. Oktober die Finissage statt und es wird nochmal einig geboten: Neben der Ausstellung, die natürlich auch

an diesem Abend zu sehen sein wird, zeigen die Veranstalter unter anderem den Zeichentrickfilm »Katharina & Witt« von Mariola Brillowska. Der Film, der in Zusammenarbeit mit Freunden und Kreativen entstand, ist eine verführerische Fiktion rund um die Machenschaften im Kulturbetrieb. Getarnt als Abenteuer und Romanze der Interpol-Agenten Katharina und Witt, die den größten Kunstdiebstahl aller Zeiten aufklären, »entlarvt der Film den gegenwärtigen Kunstbetrieb als ein tumorartiges Gebilde im Bauch einer zu Grunde gehenden Kultur«. Mit Musik machen können, was sie wollen, an diesem Abend Pierre Prekär, Captain Fiasco und Royberto Black.

» **SITTENBILDER: Finissage am 3. Oktober, 20 Uhr | altes Innenministerium, Schillerstraße, Erfurt**

5 aus 1000.

Das innerredaktionelle Voting zu den segensreichsten Veranstaltungen der diesjährigen Herbstlese ergab folgende hEFt-Hitliste – Lesungen die man nicht verpassen sollte: Platz 1: Georg Kreisler, »Letzte Lieder«, 29.10., 20 Uhr, Theater Erfurt. Einer der besten, bösesten und wahrhaftigsten Künstler der Gegenwart liest aus seiner Autobiographie. Platz 2: Manni Breuckmann, »50 legendäre Szenen des deutschen Fußballs«, 1.12, 20 Uhr, Atrium der Stadtwerke. Der unerreichte Meister der samstäglichen Bundesligakonferenz erzählt über Hochlichter im Fußballsumpf. Platz 3: Wiglaf Droste,

»Am Nebentisch belauscht«, 11.11., 20 Uhr, HsD. Der alltägliche Wahnsinn, kompromißlos und galant formuliert, zwischen zwei Buchdeckeln. Mit Lyrik. Platz 4: Harald Loch: »Reinhard Lettau«, 15.11., 20 Uhr, Café Nerly. Erinnerungen an den Schriftsteller Reinhard Lettau und seinen Einfluß auf die 68er. Platz 5: Christoph Links, »Das Schicksal der DDR-Verlage«, 8.10., 20 Uhr, Habel & Hugendubel. Woran zerbrach die DDR-Verlagslandschaft nach 1989? Der Verleger Christoph Links zieht eine kritische Bilanz. Die weiteren 995 Lesungen sind unter www.herbstlese.de abrufbar.

junge literatur & lesebühnen.

- » **11.10.** 16 Uhr, BC-Club der TU Ilmenau, Campus, »Was liest du? Lesebühne für junge Leute« und Live Musik
- » **15.10.** 21 Uhr, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Lieb-knecht-Str. 10, »LiLou – Die Literaturlounge. Lesebühne für junge Schreibende«
- » **18.10.** 20 Uhr, Café Wagner Jena, Wagnergasse 26, »Lautschrift – Lesebühne für junge Leute«
- » **25.10.** 20 Uhr, Kassablanca Jena, Felsenkellerstr. 13a, »livelyrix-literatursonntag«
- » **29.10.** 20 Uhr, Eckermann Buchhandlung Weimar, Marktstr. 2-4, »Der Schlaf und das Flüstern«, Buchvorstellung mit Stefan Petermann
- » **30.10.** 20:30 Uhr, Le Bar Erfurt, Kleine Arche 1, »Südtangente 20/50« – Abschlußlesung der Schreibwerkstatt »spiel.arbeit.fest«
- » **08.11.** 20 Uhr, Café Wagner Jena, Wagnergasse 26, »Lautschrift – Lesebühne für junge Leute«
- » **12.11.** 21 Uhr, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Lieb-knecht-Str. 10, »LiLou – Die Literaturlounge. Lesebühne für junge Schreibende«
- » **13.11.** 20 Uhr, Café Nerly Erfurt, Marktstraße 6, »Das Beste der ›Spätlese‹ – Junge Autor/innen lesen
- » **15.11.** 19 Uhr, Studentenzentrum Engelsburg Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21, Preisverleihung und Lesung »Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2009«
- » **15.11.** 16 Uhr, BC-Club der TU Ilmenau, Campus, »Was liest du? Lesebühne für junge Leute« und Live Musik
- » **29.11.** 20 Uhr, Kassablanca Jena, Felsenkellerstr. 13a, »livelyrix-literatursonntag«
- » **03.12.** 20 Uhr, Kunsthaus Erfurt, Michaelisstr. 34, »Treppauf-Treppab« – Autorenlesung in Etappen im Rahmen der Reihe »Was liest du?«
- » **10.12.** 21 Uhr, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Lieb-knecht-Str. 10, »LiLou – Die Literaturlounge. Lesebühne für junge Schreibende«
- » **13.12.** 20 Uhr, Café Wagner Jena, Wagnergasse 26, »Lautschrift – Lesebühne für junge Leute«
- » **29.12.** 20:30 Uhr, Erfurt, hEft-reliest »Du & Ich im Morgenrot«

erfurt. impro. soap.

»Gutes Wedding, schlechtes Wedding« heißt eine Seifenoper des Berliner Prime Time Theaters. Sie läuft seit einigen Jahren sehr erfolgreich und ist inzwischen in der 60. Folge. Mit »Verliebt mit Domblick« kommt am 1. November im Stadtgarten Erfurts erste Theater-Soap auf die Bühne. Initiiert wurde das Ganze von der Improtheatergruppe »Temeritas«. Geplant sind zunächst sechs Folgen. Das Besondere daran ist, und da unterscheiden sich die Erfurter auch von den Berlinern, daß es kein Drehbuch und keine festen Texte für die Geschichte gibt. So bestimmt am ersten Abend das Publikum zunächst die Rollen für die sieben Theaterspieler/-innen, die sie dann über die gesamte »Staffel« behalten.

Und auch im weiteren Verlauf werden die Zuschauer/-innen, ähnlich wie bei einem normalen Improtheaterauftritt, den Darsteller/-innen immer wieder Vorgaben machen. Wie sich die Geschichte entwickelt, hängt also ganz entscheidend von den Anwesenden und dem



Einfallsreichtum der Spieler/-innen ab. Die Geschichte soll jedoch Bezug zu Erfurt haben, was auch der Titel nahelegt, und die einzelnen Folgen aufeinander aufbauen.

Am Beginn jeder neuen Folge gibt es dann eine kurze Zusammenfassung, was an den vorherigen Abenden geschehen ist, so daß auch neue Besucher/-innen auf ihre Kosten kommen. Das hEft wünscht dem Temeritas-Theater und »Verliebt mit Domblick« eine ähnliche Erfolgsgeschichte, wie sie ihren Berliner Kolleginnen und Kollegen gelungen ist.

» Termine 2009: 1.11., 23.11., 13.12., immer 19:30 Uhr | Stadtgarten Erfurt » www.temeritas.de.vu

traumhafte tour.

Ein Kulturausflug von Weimar in den oft ungeliebten und noch viel öfter unbekanntem Thüringer Osten – eine der sogenannten Traumtoure, die die Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur dieses Jahr angeboten hat. Mit an Bord nach Greiz: zwanzig neugierige wie entspannte Personen, die sich auf das einlassen, was vor ihnen liegt, unter ihnen die hEFt-Redaktion.

Eine »Traumtour« anzubieten, ist ganz schön verwegen, wird es nämlich keine, ist die Hämme groß. Die Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Soziokultur war verwegen und lud ein zu drei verschiedenen Touren durch Thüringen. Die erste führte unter dem Motto »Spiel und Bewegung« nach Greiz. hEFt fuhr mit und prüfte das Versprechen. Ein alter RiWA-Bus, vor dem Fahrkartenkontrolleurin Frau Lehmann Fahrkarten verteilt, die sie gleich darauf im Innenraum entwertet, indem sie Löcher in die Zettel knipst. Das Wetter spielt mit, nach einem Regentag scheint die Sonne wieder munter runter und wird uns den lieben-langen Tag begleiten. Wir nehmen unsere Plätze im Bus ein und fahren ab. Tourregisseur Reinhold Mario Faßbrause ruft vom weißen Regiestuhl aus seine Anweisungen. Er will dafür sorgen, daß wir, Crew und Mitfahrer, einander kennenlernen. »Und zwar ernsthaft, bitteschön, das wird überprüft.« Ich lerne Bettina kennen, sie hat zwei Kinder, ist gelernte Schuhdesignerin und als Vorsitzende der LAG Soziokultur gespannt, ob heute alles klappt.

Als wir in Gera einfahren, übernimmt Reiseleiterin Janine Tritt das Wort, erklärt uns Stadt und Ziel in dieser »gastfreundlichen Metropole«, wie sie Gera ankündigt. Und gastfreundlich sind die Geraer: Wir werden vor dem Sächsischen Bahnhof, Liveclub und Anziehungspunkt für Jugendliche, von einem Schalmeien-

orchester empfangen. Und ich lerne: Schalmeien sind Blechblasinstrumente mit trichterförmigen Ausgängen, geformt wie manche Wasserpflanze. Dann geht es durch den früheren Warte-, heute Konzertsaal hinaus auf die Gleise. Thüringer Frühstück – Bratwurst mit Sekt – wird serviert, wir greifen zu. Auch Anwohner setzen sich an die Tische, wippen wie wir die Füße im Takt zu Herbert Roth und Udo Jürgens. Bettina nimmt das Tourmotto »Spiel und Bewegung« ernst und tanzt über den Kies. Danach klettern wir in den sommerlich aufgeheizten Bus zurück. Und machen uns auf zur nächsten Station, Zickra, einem kleinen Dorf mit einem großen Kulturhof, unserem zweiten Ziel.

Der verwinkelte Hof ist umgrenzt von Holzverschlägen, in die sich Marktstände für Töpfer- oder Bauernmärkte einmieten. Unter einem beschatteten Gang lernen drei Kinder das Filzen. Auch einen Teich mit Enten gibt es, aufgestapelte Holzscheite, schattenspendende Obstbäume. Frau Lehmann ist Feuer und Flamme, als sie hört, Räume zum Übernachten werden geplant: »Oh, dann bleibe ich auch länger!« Die Ruhe der Nachmittagshitze will uns anstecken, wir setzen uns auf die Bänke und seufzen, haben aber die Rechnung ohne Regisseur R. M. Faßbrause gemacht. Dessen großer Auftritt ist gekommen, er verlangt von uns allen ganzen Einsatz beim Spiel, das er – versteht sich – leitet. Gegeben wird



das (relativ unbekannt) Stück: Die alte deutsche Eiche. Meine Rolle ist »das Gebüsch«, eine tragende, ein Wildschwein versteckt sich mehrmals dahinter, Prinzessin Kunigunde nur ein, wenngleich entscheidendes Mal. Wir spielen alle mit, am eifrigsten vielleicht Vanessa, die jüngste Mitfahrerin. Die Zehnjährige probiert alles aus, fragt, beobachtet mit großen Augen und läuft flink von einem zum anderen, auch bei mittlerweile 30 Grad Celsius. Am Schluß findet auch der Herr Regisseur keine Verbesserungsmöglichkeiten mehr, entläßt uns und sich zu Kaffee und Kuchen. Das Herzstück des Kulturhofs ist das Café, das von Kookie Mathei geleitet wird. Eine zierliche Frau und großartige Bäckerin, die aus biologischen Zutaten leckeren Kuchen zaubert. Sie sagt, damit auch biologisches Mehl nicht klebt, darf der Kleie-Anteil nicht zu hoch sein – und wieder was gelernt.

Vom belebten Kulturhof in Zickra geht die Fahrt weiter nach Greiz, in ein Geschäft, das zu DDR-Zeiten florierte: Die Greizer Milchbar. Das Ladengeschäft in der Innenstadt erinnert an die 50er Jahre, als eine Milchbar wirklich das Ziel der Jugend von damals war. Der Raum ist das einzige Neue am ganzen Haus. Von der Bar steigen wir drei Treppen hinauf, dorthin, wo sich junge Menschen mit dem Begriff der »Heimat« auseinandergesetzt haben. In Workshops haben sie sich in Greiz auf die Spuren nach Heimat gemacht und damit anschließend je einen Raum in der ersten Etage des abgelebten Hauses gestaltet. Das Projekt hat der Verein »Alte Papierfabrik« organisiert, zu dessen Hauptort und Vereinsnamensgeber – die Alte Greizer Papierfabrik – wir aufbrechen. Auf dem Gelände hatten ein paar Greizer 2001 einige Konzerte organisiert und waren vom leerstehenden Gebäude fasziniert, sie pachteten es und bauen seither um und nutzen die begehbaren Räume. Fächelnd besuchen wir das Fotostudio, in dem sich auch die Workshopteilnehmer getroffen hatten. Im Kellergeschoß überzieht uns Gänsehaut, das erste Mal heute ist es kalt. Hier muß man selbst an Hochsommertagen arbeiten, um warm zu bleiben. Wir wol-

len das Tourmotto nicht überstrapazieren und wärmen uns lieber in der Sonne – das geht auch viel schneller. Vanessa saust als einzige umher, uns anderen quillt der Kopf über von all diesen, uns bisher unbekanntem Projekten. Schwuppdwupp sind wir wie der Bus wieder aufgeheizt, in unserem Gefährt lernen wir alle etwas: die Klimaanlage der 50er Jahre. Sie heißt: Wind-weht-durch-alle-Fenster. Die Haare wirbeln im Luftzug und lauthals singen wir Felicità von Al Bano und Romina Power mit.

Zurück in der Greizer Innenstadt erwartet uns die letzte Station der »Traumtour«: der Greizer Theaterherbst. Den präsentiert eine Tanztheatergruppe, eine andere zeigt einen Ausschnitt aus »Warten auf Godot«. Wir essen dazu Abendbrot, Thüringer Abendbrot, das heißt, zum Brätel gibt es Bier. Während unsere Tour erstmalig stattfindet, ist der Greizer Theaterherbst schon volljährig. Seit 18 Jahren üben Laien und Profis monatlang Stücke ein, die Anfang Herbst vor Publikum gespielt werden. Und das erscheint zahlreich, 4000 bis 5000 Menschen besuchen die Aufführungen jedes Jahr. Wolfgang, der jung gebliebene, ruhige Senior unserer Gruppe, ist ein Urgestein der Soziokultur in Thüringen und hat schon einige Theaterherbste erlebt »Da ist dann mal richtig was los hier«, sagt er und es klingt, als wolle er diese Erkenntnis im Herbst mal wieder überprüfen. Vielleicht ist er nicht der einzige aus dem Bus, der wiederkehrt.

Wir winken den Greizern zum Abschied und lassen uns in die Sitze fallen. Der Bus fährt nach Westen, zurück nach Weimar, der untergehenden Sonne entgegen. Wir wünschen uns »Felicità«, weil es stimmt und paßt. Sogar Frau Lehmann und Herr Faßbrause schunkeln ein wenig auf ihren Sitzen. Bettina schwingt ebenfalls ihre Beine. Alles ging gut, sie ist erleichtert. Die Traumtour fährt in die Nacht nach Hause – und ist die zitierenden Anführungsstriche los, es war nämlich eine.

Julia Reinard



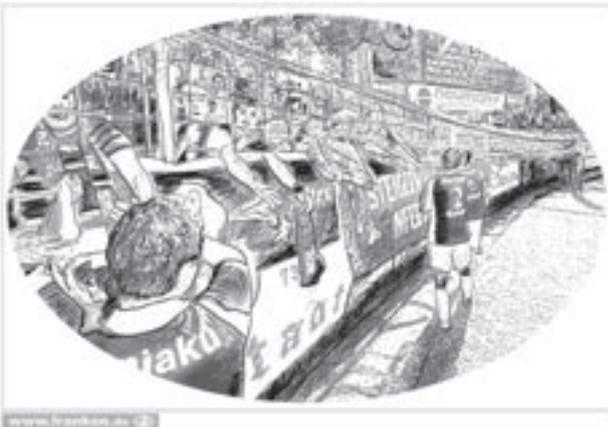
Foto: LAG Soziokultur

einer ist immer der loser. Von Stefan Werner

Wir leben in einer Welt der Polarität. Wo Licht ist, ist auch Schatten. Wo es guten Fußball gibt, muß auch schlechter zu finden sein. Für den RWE jedenfalls scheint die Sonne in den letzten Wochen recht kräftig.

Vor allem nach den zwei glorreichen Siegen gegen Jena und Dresden weiß der gemeine RWE-Fan wieder, warum er seine so oft gebeutelte Fußballseele auf seinen müden Knochen in jedes noch so entfernte Stadion schleppt, bei Wind und Wetter ausharrt, den Stuhlgang unterdrückt und auf feste Nahrung verzichtet, obwohl da auf dem Rasen elf Leute stehen, die er schon -zig Mal gesehen hat. Erinnerste der Saisonauftakt des Clubs eher an eine dünne Brühe ohne Einlage, so waren die beiden Spiele gegen Jena und Dresden Gänsestopfleber und Rehmedaillon in Schweinenetz an Rosmarinquitten mit Rotweinschäumchen, präsentiert in einem Trüffelbett und ... ich denke, Sie verstehen, was ich meine. Woher die rot-weiße Sonne so plötzlich gekommen ist, bleibt mir allerdings ein Rätsel. Aber solange keiner unserer Derbyhelden jetzt wieder die Hängematte auspackt, um sich darin auszuruhen, sterbe ich gern in Unwissenheit.

Natürlich kann die Sonne nicht überall scheinen. So gesehen hätte die Thüringer CDU ihre Wahlparty auch ins Ernst-Abbe-Sportfeld verlegen können. Dort haben sie schließlich auch geglaubt, daß, wenn man nur lang genug behauptet, die Nummer eins in Thüringen zu sein, sich der Rest von selbst regelt – Royal Tristesse.



Der Dieter und seine Mannschaft blickten schon etwas betreten drein, als die Hochrechnungen am Wahlabend bestätigten, was im Grunde schon längst feststand – Dieter hat falsch aufgestellt, vor allem sich selbst. Ich meine, so 'ne Saison beim RWE und Dieter wäre hochkant rausgeflogen.

Ganz anders die FDP um Trainer Uwe Barth und die GRÜNEN mit Astrid Rothe-Beinlich. Hatte die jemand ernsthaft auf dem Schirm? Den Großteil der beiden Mannschaften kennt kein Mensch und dann spielen die plötzlich oben mit. Ich bin gespannt, in welcher Kurve des Landtagsparlaments die sitzen werden. Die LINKEN könnten jedenfalls mit ihrem Saisonabschluß zufrieden sein, wenn Bodo nicht zu sehr nach ganz oben geschickt hätte. Der zweite Sieger ist bekanntermaßen der erste Verlierer, da braucht man nicht drumrum zu reden. Wer jetzt behauptet, Opposition ist viel besser, der irrt. Diesen Nonsens behaupten alle Verlierer, und wer glaubt, daß es Spaß macht, den anderen beim Regieren zuzuschauen, der hat zu viele Filme über Antihelden bei Art House gesehen. Gut, noch ist der Drops für Bodo nicht gelutscht. Immerhin gibt es da ja noch den anderen roten Club – die Genossen von der SPD. Mit wem der Christoph die Hängematte teilen wird, ist allerdings noch unklar. Klar ist nur, daß es einige Interessenten gibt und die Ablösesummen recht hoch ausfallen dürften. Das neue Stadion für den RWE wird dabei wohl keine Rolle spielen – schade eigentlich. Aber ich gebe zu, in Zeiten der Finanz- und Wirtschaftskrise macht sich so was schlecht.

Nachtrag: Mit großer Freude und Erleichterung habe ich zur Kenntnis genommen, daß die Nazis nicht in den Thüringer Landtag aufgestiegen sind. Bestürzt bin ich, daß sich trotzdem über vier Prozent gefunden haben, die die Partei um Herrn Schwerdt dort gern gesehen hätten. Wer so wählt, ist nicht nur ein Idiot, sondern meint, der RWE könne auch ohne Samil Chinaz, Thiago Rockenbach da Silva, Massimo Cannizzaro, Julien Humbert, Fabian Motabell und Petr Smisek spielen. In diesem Sinne: RWE-Fans gegen Nazis.

weingenuß & demokratie. Von Peter Raulfs

Wo immer Wein ein Luxusgetränk für eine Elite ist und andere Menschen, die sich für etwas Besseres halten, da sieht es auch politisch finster aus. Das mußte nicht nur Mitglied der Äußeren Partei Winston Smith erfahren, dem das von O'Brian angebotene Glas schlecht bekommen ist. Das wußte auch Kurt Tucholsky, der in seinem Essay »Die drei Gläser« sich der verheerenden Verwüstungen in der menschlichen Psyche widmete, die das Wein- und Sektrinken aus Prestige Gründen nach sich zieht, und das so aktuell ist wie eh und je.

Das konnte man jahrelang an dem Proletenidol »Schumi« beobachten, der nach jedem Sieg etwas verspritzte, das Champagner heißt, von solchen Brüll-existenzen jedoch gewohnheitsmäßig »Schampus« genannt wird. Das läßt sich daran beobachten, wenn geraten wird, »in Wein zu investieren«, sprich also, für den Prestigetrinker mutmaßlich interessante Weine zu horten, oder vielmehr aufzukaufen, noch bevor die Reben des betreffenden Jahrgangs geblüht haben, damit später Bankschnösel und Russenmafiosi damit demonstrieren, wie toll sie zu leben verstehen, also: was sie sich leisten können. Ob denen das auch schmeckt? Wahrscheinlich schon, aber darum geht es nicht – eine Rolex mag auch präzise und zuverlässig die Zeit anzeigen, aber wird sie primär deswegen gekauft?

Man könnte die dummen Streiche der Reichen, die hohe dreistellige Preise für eine Flaschen Wein ausgeben, getrost belächeln, hätte es nicht den unangenehmen Nebeneffekt, daß gute Weine zum Teil grotesk überteuert und für all jene, die den Wein um seiner selbst trinken mögen, nicht mehr bezahlbar ist. Fast möchte man einem guten Winzer wünschen, nicht allzu bekannt und nicht als »Geheimtip« hochglanzig-internationaler Weinzeitschriften entdeckt zu werden. Seitdem es Wein mit und ohne Sprudel auch im wohlgefüllten Regal des Discounter-Schurken gibt, ist die Technik der sozialen Abgrenzung anspruchsvoller geworden: Wein allein reicht dafür nicht, es muß auch die richtige Preisklasse sein.

Was ein Wein realistischere Kosten darf, bemißt sich daran, was der Erzeuger an Aufwand und Können in ihn hineinsteckt. Dabei liegt es auf der Hand, daß ein Winzer, der in Handarbeit eine Steillage an der Mosel beackert, mehr verlangen muß und kann, als ei-

ner, der den Vollernter über endlose Rebfelder des Bordeaux steuert.

Dreihundert Euro und mehr für eine Flasche sind indessen reiner Snobismus.

Früher gab es in Restaurants eine »Weinabteilung«, die Erste Klasse sozusagen, wo sich Leute als etwas Besseres fühlen konnten, wenn sie Wein statt Bier tranken. Heute würde man dergleichen vermutlich »Business Lounge« nennen, aber die entsprechende Geisteshaltung ist noch immer präsent. Nach wie vor ist in den Augen vieler Landsleute das gute Leben irgendwie verdächtig. Daher hielt es auch im Rahmen einer Fernsehdebatte der sonst auch nicht gerade als Asket bekannte Joschka Fischer als Beleg für seine Volksnähe für geboten, es empört zurückzuweisen, als Oskar Lafontaine mit ihm um eine Kiste Champagner wetten wollte. Nö, höchstens um eine Kiste Bier.

»Solche Albernheiten«, schrieb einst Tucholsky, »findet man hauptsächlich in jenen deutschen Provinzen, in denen es keinen offenen Wein gibt; Weinländer sind von Natur demokratischer, vernünftiger, einfacher – wenn der Mann auf der Straße seinen Schoppen Wein zum Frühstück trinken kann, dann hebt der Wein keinen mehr so leicht in eine höhere soziale Schicht.«

Wie sehr das zutrifft, läßt sich beispielsweise in Gasthäusern in Baden sehen, wo normal ist, was in Nicht-Weingegenden als Kennzeichen »gehobener« und nicht mehr bodenständiger und schon gar nicht erschwinglicher Gastronomie wahrgenommen würde, und wo sich deswegen der gemeine Thüringer gar nicht erst reintrauen würde. Vollständig eingedeckte Tische, an denen allerdings nicht bloß Anwälte und Steuerberater sitzen, sondern denkbar gemischtes Publikum. Und es gibt auf jeden Fall auch den Tisch, an dem die Bauern und Handwerker des Ortes einfach ihren Schoppen trinken, ohne sich deplaziert fühlen zu müssen. Wo das gute Leben für alle kultiviert wird, da ist es von Natur aus freundlicher, friedlicher und entspannter.

Das Vermögen, Dinge richtig beurteilen zu können, ist essentiell für die Demokratie ebenso wie für einen aufgeklärten Weingenuß: Wissen, was man trinkt, wissen, warum es gut ist, und sich nicht von jenen blenden lassen, die ein Bohei darum veranstalten.



Leitbilder für die Stadt.

Zum aktuellen Stand in Sachen Kulturkonzept

Am 12. August fand die erste öffentliche Diskussion zum Erfurter Kulturkonzept statt. Im Kaisersaal diskutierten knapp 180 Interessierte über die zukünftige kulturelle Ausrichtung der Stadt. Über die Methode des »World Café« wurde in Kleingruppen à vier Personen eine vorgegebene Frage zwanzig Minuten lang diskutiert. Die daraus formulierten Thesen wurden dokumentiert. Dann wechselte die Zusammensetzung der Gruppe. Insgesamt wurden so in sieben Runden Ideen und Vorschläge zu folgenden Fragen gesammelt: »Was leistet die Kultur, Ihrer Meinung nach, für die Entwicklung der Stadt, und was sollte sie leisten?«, »Welche Strukturen und Besonderheiten findet man in der Kulturlandschaft Erfurts 2020 vor, und welche Impulse gehen von ihnen für die Gesamtentwicklung der Stadt aus?«, »Welche Handlungsanleitungen, Leitlinien und Kernaussagen ergeben sich aus dieser Vision für eine Kulturkonzeption für die Stadt Erfurt?«.

Gewinnbringend an dieser Methode war, daß man in einem vorgegebenen Zeitrahmen, zu einem konkreten Thema, mit ganz unterschiedlichen Menschen ins Gespräch kam. Die gesammelten Ideen und Thesen sind seit einigen Wochen für alle im Online-Forum zum Kulturkonzept abrufbar. Eine weiterführende Diskussion fand dort bisher jedoch noch nicht statt.

Wir fragten Dr. Wolfgang Beese, Vorsitzender der AG Kulturkonzept und Mitglied des Kulturausschusses, zu dem aktuellen Stand und den nächsten Schritten bei der Erarbeitung des Konzeptes.

Herr Beese, was waren für Sie die wichtigsten Erkenntnisse aus dieser ersten öffentlichen Diskussion? Die vielen dezidierten Vorstellungen bei den Diskutanten, wie zum Beispiel die institutionelle Förderung durch die Förderung von Projekten und Konzepten zu ersetzen oder der Wunsch nach stärkerer Vernetzung der Protagonisten. Bemerkenswert auch das deutliche Votum für die Förderung zeitgenössischer Kunst.

Die gesammelten Ideen und Vorschläge sind zwar im Online-Forum abrufbar, eine Debatte kommt jedoch nicht wirklich in Gang. Wo sehen Sie die Gründe dafür und wie können die Bürger aktiviert

werden, mitediskutieren? Ich weiß es nicht, vielleicht Trägheit? Ich setze auf die Unterstützung in den realen Foren, wie hEft, Radio F.R.E.I., Klub 500 ...

Die öffentliche Diskussion soll fortgesetzt werden. Wann, wie und mit welchen inhaltlichen Schwerpunkten ist dies geplant? Als nächstes werden sicherlich die von der AG Kulturkonzept erstellten Leitbilder zu diskutieren sein. Dies wird ab Mitte Oktober in einer Reihe kleinerer Veranstaltungen erfolgen.

Das Kulturkonzept sollte ursprünglich Ende dieses Jahres vorliegen. Es zeigte sich jedoch schnell, daß der Termin nicht zu halten ist. Für wann rechnen Sie mit der Fertigstellung des Konzeptes? Bis zum Herbst des nächsten Jahres wird es wohl dauern.

Werden die in den letzten Monaten geführten Diskussionen, etwa die um eine stärkere Förderung der freien Szene in Erfurt, trotz angespannter Haushaltslage einen Niederschlag in der städtischen Kulturförderung für das Jahr 2010 finden?

Dazu gibt es keine Alternative. Das Kulturkonzept ist kein geeignetes Instrument zur Haushaltssanierung. Ich gehe jedoch davon aus, daß die Förderung der freien Szene nicht so sehr und nicht ausschließlich von der Haushaltslage abhängig ist. Der Szene wäre schon sehr geholfen, wenn die Verwaltung insgesamt der Kunst und Kultur gegenüber aufgeschlossener wäre, das fängt bei der Bauverwaltung an und hört beim Ordnungsamt noch nicht auf. Vielleicht kann hier auch die angedachte Anlaufstelle für die freie Szene helfen, sozusagen als »Kommunikationshilfe« zwischen Verwaltung und Künstler bzw. Kulturproduzent. Oder: Eine durch einen Verein betriebene »Zwischennutzungsagentur«, die an einzelne Interessenten und Gruppen Orte für Kunstproduktion und Kunstpräsentation vermittelt, wäre doch schon ein Anfang. Geeignete städtische und private Gebäude gibt es genug.

Interview: Thomas Putz

» Informationen, Protokolle und den Link zum Online-Forum unter: www.erfurt.de/kulturkonzept

wächter gesucht!

Besetzen war gestern: So die Hoffnung des »Wächterhaus e.V.« um Stadtratsmitglied Urs Warweg (SPD), der sich um unkonventionelle Nutzungsideen für gefährdete Gebäude bemüht

Die Infrastruktur um die Eckbebauung Talstraße 15/16 ist sehr gut ausgebaut und die Außenwirksamkeit gegeben. Spuren von Vandalismus sind in den 60 bis 70 qm großen Wohnungen nicht zu sehen. Die Fassade und die Fenster sind in Ordnung, der Keller trocken. Das Gebäude ist ohne Müll, das Dach dicht. So klingt die Beschreibung von offizieller Seite des wahrscheinlich ersten Wächterhauses in Erfurt. Es befindet sich genau an der Stelle, wo sich Berg in Tal wandelt, oder besser die Talstraße zur Bergstraße wird. Zeit, Bergfest zu feiern!

Das Wächterhauskonzept ist ein Projekt des Leipziger Vereins »Haushalten e.V.« und gibt gefährdeten Gebäuden durch unkonventionelle Nutzungsideen neue Perspektiven. Seit 2008 ist das Konzept Bundesmodellprojekt und wird in acht deutschen Städten umgesetzt. Unter anderem in Erfurt, wo sich seit seiner Gründung im April des letzten Jahres der »Wächterhaus e.V.« um eine geeignete Immobilie bemühte und sie nun endlich gefunden hat.

»Haushalten e.V.« aus Leipzig und »Wächterhaus e.V.« aus Erfurt sehen ihre Aufgabe darin, ratlose Eigentümer leerstehender Gebäude und potentielle Nutzer zusammenzubringen. Die Wächter übernehmen für die Zeitspanne von fünf Jahren die Verantwortung für das Haus.

Seit 2004 ermöglichen Wächterhausvereine die Instandhaltung brachliegender Jugendstil- und Gründerzeithäuser, die auf Grund der Kreuzungslage schwer zu vermitteln sind. Die ehemaligen Wohnungen werden durch soziokulturelle Initiativen und kreativwirtschaftliche Kleinunternehmen umgenutzt. So entstehen Tanzstudios, künstlerische Werkstätten oder Architekturbüros. Die vielfältige Nutzung bewahrt die Häuser vor dem Verfall. Die Ladenflächen im Erdgeschoß werden als Klubs, Kneipen oder Kulturzentren umgenutzt und beheimaten zumeist gemeinnützige Vereine oder Initiativen. Die Häuser entwickeln sich so zu alternativen Kreativzentren und ermöglichen durch die Nähe der unterschiedlichen Nutzer Synergien und neue Formen der Zusammenarbeit.

Daneben entwickeln sich in den Seitenstraßen erste Wohnprojekte nach dem Wächtermodell. Die kul-

turelle Nutzung spielt aber weiterhin eine große Rolle und die Bewohner veranstalten für sich und für die Nachbarschaft Kinoabende, Tischtennisturniere und Hausfeste. Die Wächter tragen so wichtige Arbeit zur Stadteilkultur bei. Nicht selten werden aus Hausfesten Straßenfeste ...

Vorerst ist genau dieses Szenario für Erfurt (noch) Zukunftsmusik, aber Tor und Tür sind aufgestoßen, die Schwelle übertreten. Gebäude wie in der Talstraße müssen in Nutzung kommen, so das Verwaltungsdeutsch der Vereinsmitglieder. Immerhin gibt die Stadt jährlich 155.000 Euro für leerstehende Häuser aus und das bei einem Wertverlust von 25.000 Euro pro Jahr. Das ist auch dem Stadtrat dank zahlreicher Anfragen des Vereins bewußt. Warum also nicht aus der Not eine Tugend machen und bei relativ geringem Investitionsvolumen Initiativen und Vereinen ein Dach bieten und so eventuellen Schäden an selbigen vorbeugen?! Interessierte gibt es sicher, nun müssen die rechtlichen Aspekte, wie Versicherung, Nutzungsordnung und Vertragliches, geklärt werden. Hierbei soll von Anfang an eng mit der Stadtverwaltung zusammengearbeitet werden, indem die Stadt dem Wächterhausverein das Haus für die Nutzung zur Verfügung stellt. Der Verein wäre dann für die Verwaltung des Gebäudes und die eventuelle Überführung in ein Selbstnutzerkonzept nach Ende des Fünfjahresvertrags verantwortlich. Neben der Talstraße kommen für den Verein die Stadtteile Erfurt-Nord und Ilversgehofen rund um das AJZ, die Villa des »Klanggerüst e.V.« und das Malzwerk für weitere Nutzungsideen in Frage.

Mehr Informationen dazu in einem der nächsten hEFte. Ganz Eiligen sei die Wächterhaustagung in Leipzig am 24. und 25. September 2009 empfohlen. Ziel der Tagung ist es, gemeinsam mit Vertretern aus Verwaltung, Politik und Wissenschaft sowie lokalen Akteuren und Initiativen Erfahrungen zum Thema »Zwischennutzungen von Gebäuden als Handlungsinstrument der Stadtentwicklung« auszutauschen. Mehr Informationen zur Tagung unter: www.haushalten.org.

Maxi Kretzschmar

Vergeblich ist bloß, was man zu tun unterläßt.

Am 26. September feierte der Klub 500 einjähriges Bestehen. Ein Jahr ist das alles erst her. Sagt irgendjemandem der Name Karl-Heinz Kindervater noch etwas, oder erinnert sich irgendwer noch daran, daß vor einem Jahr die finanzielle Unterstützung der Stadt Erfurt für das Kunsthaus auf Eis lag, oder kann mir jemand auf die Sprünge helfen zum Begriff »Fürstenkongreß«? Das klingt alles wie aus einer längst vergessenen Zeit.

Wenn sich jetzt Vertreter der freien Szene und des Stadtrates, wie dem Oberbürgermeister A. Bausewein, der Bürgermeisterin T. Thierbach und dem Leiter der AG Kulturkonzept W. Beese in einer temporären Ladengalerie treffen, ist es fast wie bei einer Klub-500-Sitzung. Da wird über Probleme mit der Polizei, dem Ordnungsamt und dem Bauamt bei Ausstellungen und Konzerten im Café April und dem alten Innenministerium diskutiert, über Wächterhäuser, das neue Kulturkonzept, Zwischennutzungsagenturen, Vereinfachung von bürokratischen Abläufen für temporäre Veranstaltungen und Ausstellungen und über die Ausrichtung der Fête de la Musique 2010.

Das Kuriose ist, daß es so simpel ist. Es müssen sich nur Leute aus verschiedenen Bereichen und Klassen zusammenfinden, Forderungen formulieren, Öffentlichkeit herstellen und Kraft aufwenden, um gemeinsam und nicht allein oder gegeneinander, etwas anzustoßen und umzusetzen – und dann fangen die Verhältnisse an zu tanzen. Aber es gibt sie noch, die Mentalität, ich interessiere mich nur für mich. Wie das Beispiel des Verbandes Bildender Künstler Thüringens (VBKT) zeigt, ein Künstlerverband aus DDR-Zeiten und so nur noch in Thüringen existent. Dieser verhandelte mit den wenigen in Erfurt ansässigen Firmen über Ankauf von Kunst. Es wurde vereinbart, daß Ankaufsverhandlungen nur über den VBKT erfolgen. Das ist ärgerlich und peinlich und erinnert an DDR-Zeiten, als nur Mitglieder und Kandidaten des VBK in Galerien ausstellen durften. Zur Gründung des Klubs 500 wollten einige Erfurter Künstler, daß wir einen Neuen Verband Bildender Künstler etablieren. Aber das war nicht unsere Intention, wir wollen ein Netzwerk aufbauen, neue Ideen umsetzen, von denen alle etwas haben. Deshalb gehört auch zeitgenössische Kunst zur zeitgenössischen Architektur zur zeitgenössischen Musik zum zeitgenössischen Straßenleben zur zeitgenössischen Arbeit zur zeitgenössischen Verkehrsplanung.

Weiterhin schwebt das Damoklesschwert einer Kürzung des städtischen Kulturetats über den Köpfen der Erfurter Kultureinrichtungen. Deshalb muß der Druck

mit Phantasie aufrecht erhalten werden. Es darf nicht nur keinerlei Kürzungen geben, sondern es muß im Gegenteil mehr Geld zur Verfügung gestellt werden, und das in Zusammenarbeit mit einer neuen Kulturpolitik auf Länderebene. Kultur kostet Geld – mehr Kultur kostet mehr Geld. Und Erfurt braucht mehr Kultur.

In Ansätzen wird das auch verstanden, ein Büro »freie Szene« soll geschaffen werden. Es dient als Schnittstelle und soll vermitteln zwischen freier Szene und dem Rathaus und den Behörden. Die Umsetzung weiterer Ideen würde der Stadt nichts kosten und könnten unterstützt werden mit Mitteln der EU und des Bundes, wie das Modell einer »Zwischennutzungsagentur«. Ein Vorbildprojekt gibt es in Berlin-Neukölln. Zwischennutzung eröffnet Freiräume für hybride Raum-Zeit-Praktiken einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Zwischennutzung ist eine Strategie zur Reaktivierung von leerstehenden Räumen und Liegenschaften. Zwischennutzung ist geeignet für Existenzgründer, Kulturschaffende und Vereine, es stärkt die lokale Ökonomie und belebt das Quartier. Es setzt neue Impulse für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Standortes. Die Zwischennutzungsagentur erarbeitet Handlungskonzepte für eine soziale Kultur des Gebrauchs im Umgang mit Leerstand und brachliegendem Raum. Sie knüpfen Netzwerke zwischen Immobilieneigentümern und Nutzungsinteressenten, um Räume für frische Impulse zu öffnen. Leerstand beeinträchtigt die Lebensqualität der Bewohner. Herkömmliche Vermarktungsstrategien zeigen wenig Erfolg, da sie versuchen, eine Zielgruppe zurückzugewinnen, die sich vor langer Zeit bewußt aus den Quartieren zurückgezogen hat oder nicht mehr existiert. Jetzt werden einige einwenden, daß es in Erfurt nicht viele Leute gibt, die solche Räume suchen. Das bleibt abzuwarten. Ich kenne Künstlerinnen, die nicht wissen, wo sie geplante Siebdruck- und Foto-werkstätten einrichten sollen.

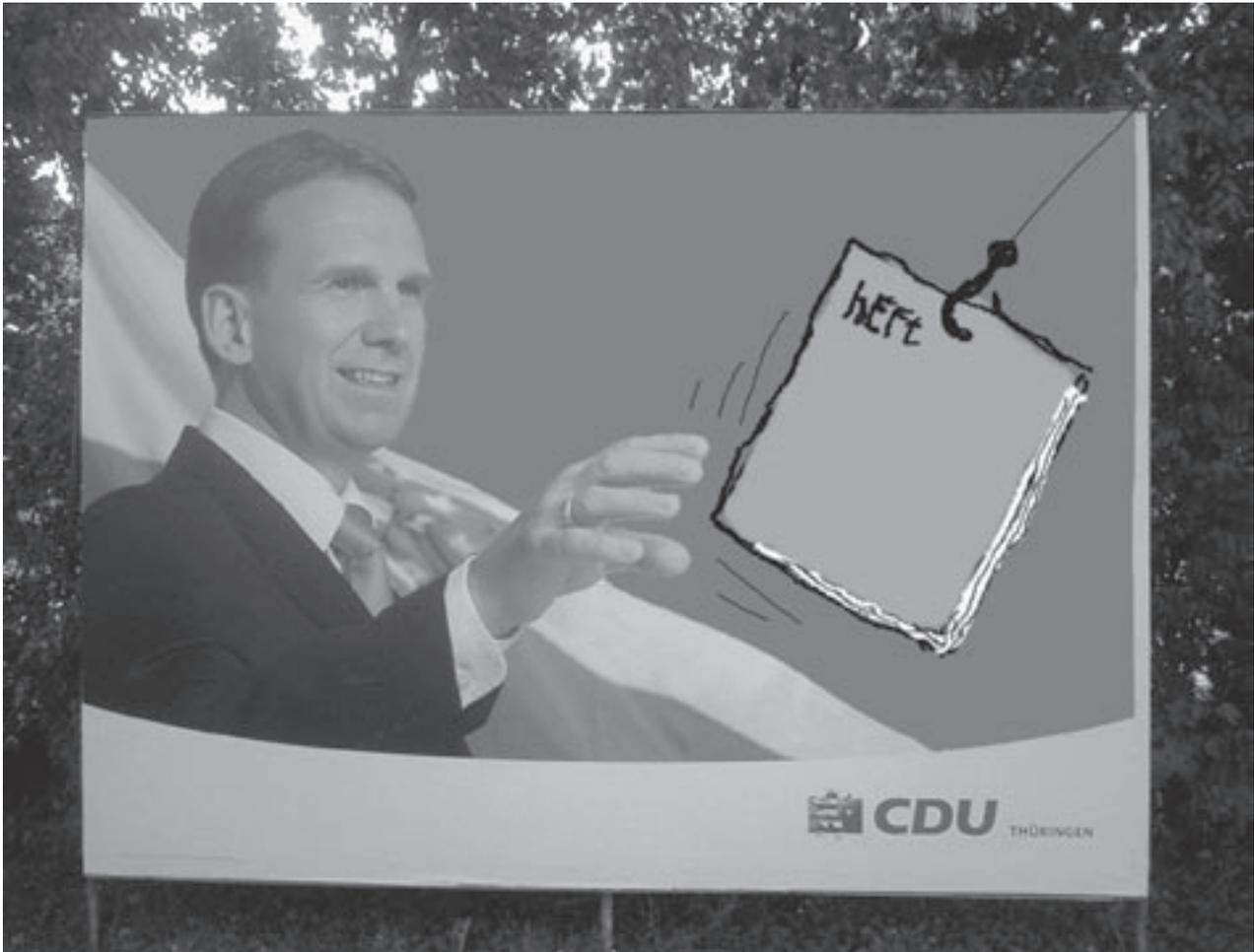
Und dann bleibt noch das Modell Leipzig – wieder einmal Leipzig. Die Stadtverwaltung bietet 200 Künstlern und Kreativen aus Hamburg an, nach Leipzig zu kommen. Diese besetzten im Hamburger Gänge-Viertel im August zum Abriß freigegebene Häuser und sollen von dort verdrängt werden. Der Leipziger Beigeordnete für Stadtentwicklung, Martin zur Nedden, hat in einem Brief versprochen, in größtmöglichem Rahmen unterstützend tätig zu werden. Die Hamburger Hausbesetzer aus der Künstlerszene verkündeten: »Mit Freude folgen wir der Einladung aus Leipzig.« Na dann, machen wir uns auf die Suche nach Künstlern und Kreativen für Erfurt!

Dirk Teschner

cdu schockiert ...

Althaus gibt das hEFt aus der Hand – Hintergründe völlig rätselhaft.

.....



Collage: Till Bender

wi(e)der die natur?

In der Woche vor dem Erfurter CSD, dem Christopher-Street-Day, hat man hier und da von einer Gruppe namens »Wi(e)der die Natur« gehört. Das hEFT wollte von dieser Gruppe wissen, was *Wi(e)der die Natur* ist. Darauf gibt es viele Antworten.

Wi(e)der die Natur ist queer

Queer steht nicht nur für die Bewegung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, SM, Transgender und Intersexuellen, sondern auch für die Weigerung, biologische Erklärungen für gesellschaftliche Zusammenhänge anzuerkennen. *Wi(e)der die Natur* stellt die Natürlichkeit von Heterosexualität genauso in Frage wie die der romantischen Zweierbeziehung, des Kapitalismus' und des Mann- bzw. Frauseins. *Wi(e)der die Natur* will das Widernatürliche stärken, indem es die Herrschaft der Norm als solche angreift. Eine bipolare Zweiteilung der Geschlechter mit genormtem gegenseitigem Begehren finden wir nicht nur langweilig, sondern auch inhuman. Inhuman deshalb, weil alle, die dieser Norm nicht entsprechen, als abweichend, falsch, krank oder minderwertig betrachtet werden und dies tagtäglich zu spüren bekommen.

Wi(e)der die Natur ist feministisch

Die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft ist mitnichten frei von Sexismus. Im Gegenteil: Die in der Moderne entstandene strikte Einteilung der Menschen in »starke, sexuell aktive Männer« und »schwache, passive Frauen« fördert strukturell die Hierarchie zwischen Männern und Frauen und trägt die Tendenz zum Übergriff bereits in sich. Wer das im Namen der Queertheory leugnet (»Ist ja alles nur konstruiert«), reproduziert das falsche Ganze, statt es zu dekonstruieren. Queer ohne Feminismus zementiert Herrschaft, genau wie liberales »Wir-sind-doch-alle-gleich«-Gelaber. Daher sind wir parteiisch – z.B. im Sinne eines Eintretens für die Betroffenen von sexueller Gewalt.

Wi(e)der die Natur ist Party-Kultur

Auch wenn die Fete nicht die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse ersetzen kann, wollen wir uns nicht von der eigenen Ohnmacht dumm machen lassen und auch stilvoll feiern. Davon zeugt unser Polyphantasiaball. Das erste mal 2008 im Besetzten Haus Erfurt, dieses Jahr leider nur im extra dafür angemieteten alten Innenministerium – im »Polyphantasiahaus«. Wir feiern unsere Partys am liebsten ohne Rassismus, Sexismus und Homophobie, ohne Nazis und Nazisympolik, dafür aber mit etwas Phantasie, guter Musik und

kuscheligem »Undarkroom«. Am liebsten haben wir die Partys so, daß wir auch mit Gästen feiern können, die wenig oder gar kein Geld haben. Dieses Mal war auch ein Raum mit künstlerischen Filmen zum Thema Sexualität dabei, der gut besucht war. Am Einlaß gab es Identitäts-Buttons, so daß sich jede_r eine Identität für den Abend aussuchen konnte – von »Tunte« über »Heute Hete« bis »polymorph pervers« und selbstverständlich »Wi(e)der die Natur«. Einige fanden vor dem Brunch um 12.00 Uhr vor dem CSD gar keinen Schlaf. Nach der Räumung des Besetzten Hauses gibt es in Erfurt leider keinen festen Platz mehr für solche Partys. Wir finden, daß ein Ort für widernatürliche Party-Kultur dringend nötig ist.

Wi(e)der die Natur kritisiert die Liebe

Während der kapitalistische Alltag durch einen ständigen Konkurrenzkampf bestimmt ist und (nicht ausschließlich im körperlichen Sinne) den Menschen eine ständige Anstrengung abverlangt, scheint die Sphäre der Liebe ein letzter Hort zwischenmenschlicher Nähe, des Mitfühlens und Teilens zu sein. In der romantischen Zweierbeziehung sollen die Verheerungen geheilt werden, die Arbeit und Alltag an den Menschen angerichtet haben. An diesen unglaublich hohen Erwartungen scheitern jedoch zahlreiche Beziehungen. Schmerzvolle Enttäuschungen tragen einer unmenschlichen Realität Rechnung. Anstatt von der Liebe zu erwarten, sie könnte den kapitalistischen Alltag erträglich machen oder ihm gar einen Sinn geben, sollten die Menschen sich solidarisch zusammentun, um die Verhältnisse zu ändern. Die Liebe ist nichts Natürliches, was die Menschen überhistorisch miteinander verbindet. Verschiedene Zeiten haben verschiedene Formen der Liebe hervorgebracht – auf die vielfältigen und intensiven Möglichkeiten zwischenmenschlicher Beziehungen in einer befreiten Gesellschaft sind wir sehr gespannt.

Wi(e)der die Natur ist wider die »Natur«

100%iger Apfelsaft muß laut Fruchtsaftverordnung Anlage 1 gleichartige organoleptische und analytische Eigenschaften zu einem gepreßten Durchschnittsapfel aufweisen. Aber konkrete Äpfel unterscheiden sich

stark vom gesetzlich normierten Durchschnittsapfel. Um 100%igen Apfelsaft herzustellen, wird entweder der Saft verschiedener Pressungen vermischt oder aber die Konzentration geändert, bis sie der Norm entspricht. Nicht nur bei Lebensmitteln gibt es Normen, die festlegen, was gesund und natürlich ist. Mediziner haben z.B. festgelegt, welcher Hormonpegel ein weiblicher ist. Frauen, die dem nicht entsprechen, werden medikamentiert, z.B. mit der »Pille«. Sie wird bei weitem nicht nur als Empfängnisverhüterin eingesetzt, sondern gegen eine ganze Schar von ungewollten »Fehlentwicklungen«, die auf Hormonstörungen zurückgeführt werden. Was als Störung gilt, ändert sich schnell und stetig: Noch vor zwei Generationen waren Frauen mit Oberlippenbärten nichts Außergewöhnliches. Heute wird schon die Behaarung der Beine medikamentiert. Es ist also grober Unfug, im Saft (auch im zertifizierten Bio-Saft) oder im Geschlecht die pure, unverdünnte Natur zu sehen: Was als Natur gilt, ist gesellschaftlich gemacht.

Wi(e)der die Natur ist Materialismus

Wer Natur naiv als Ursprünglichkeit versteht, sitzt einer Konstruktion auf. Sie zu dekonstruieren bedeutet, ihre historische und gesellschaftliche Gewordenheit zu verstehen, statt in idealistischer Eigentlichkeit befangen zu bleiben. *Wi(e)der die Natur* bedeutet, den Wald historisch zu begreifen. Es heißt, antike Siedlungen und ökonomische Vernutzung zu analysieren, und die romantische Rede vom »tiefen Walde« als moderne Konstruktion eines signifikanten Anderen zur Stadt zu begreifen.

Wi(e)der die Natur heißt, die Zumutung zurückzuweisen

Was die Natur jeden Tag von uns will, ist nicht weniger Verblödung als das, was sie mit dem Wald macht: Eine historisch gewordene Unterdrückungserfahrung, die heterosexuelle Männer und Frauen mit stabilem Begehrenskäfig erschaffen hat, wird als Erfüllung der innersten Wünsche des Menschen verkauft. Gelungene Subjektivierung bedeutet, unter der Zurichtung nicht mehr zu leiden, den Abdruck der Gesellschaft im Wachs des konkreten Individuums nicht mehr wahrzunehmen, weil beide so perfekt zueinander passen,

daß nichts mehr zwickt und drückt. Auf die Fresse dafür. *Wi(e)der die Natur* weist darauf hin, daß die Natürlichkeit Gesellschaft und Zurichtung ist. Wir kennen andere Formen und reden uns nicht damit raus, daß wir so »sind«. Wir sind nicht. Wir wollen nicht mehr mitmachen und finden, es ist höchste Zeit, nach neuen Formen der Vergesellschaftung zu suchen.

Wi(e)der die Natur demonstriert

Am Ende haben die Widernatürlichen Eminenzen doch ein wenig gefeiert, als der Oberbürgermeister zum ersten Mal beim CSD seinen kleinen autonomen Rückzugs- und Schutzraum (Rathaus) verlassen hatte und sich widerwillig von zwei Demonstranten umarmen lassen mußte. Soviel körperliche nicht-heterosexuelle Nähe schien ihm doch etwas unangenehm gewesen zu sein.

Wi(e)der die Natur will

Nicht schon WIEDER DIE NATUR als Begründungszusammenhang für gesellschaftliche Unterdrückungsverhältnisse!

Wi(e)der die Natur ist gefährlich

Im Rahmen unserer queer-feministischen Polyphantasiwoche vor dem Erfurter CSD kam es zu mindestens drei Polizeieinsätzen. Und nicht nur die Polizei, auch die Verwaltung war sehr daran interessiert, was wir denn da so treiben, ob das legal und der Raum von uns gemietet war. Noch interessanter schien zu sein, ob nicht zufällig Leute im alten Innenministerium übernachten. In Ämterstuben wird gemunkelt, daß wir mit der überaus gefährlichen Besetzer_innenszene zu tun haben. Dafür spricht, daß wir die berüchtigte KüfA (Küche für ALLE – ein Projekt des Besetzten Hauses) bei uns zu Gast hatten und daß wir im letzten Jahr unseren Polyphantasiaball im Besetzten Haus gefeiert haben. Wir wollen uns dazu aber nicht so klar äußern, sondern uns lieber in interessantes Schweigen hüllen.

AutorIn ist die Gruppe »Wi(e)der die Natur«.

» Das ist eine gekürzte Version, den kompletten Text gibt es unter <http://widerdienatur.blogspot.de>



sozial-nomaden.

Vom Nicht-Bleiben-Können einer Generation auf der Suche nach Ankommen

Heimat ist das alte Nummernschild am Fiat Uno, der nicht mehr taufersch genug ist, daß es sich noch lohnen würde, das Neue nach der Gebietsreform anbringen zu lassen, weil er den nächsten TÜV sowieso nicht mehr schafft ... Heimat ist das, was einen beim dran Denken mit so einer beruhigenden, friedlichen Wärme erfüllt, ein Gefühl des in den Arm genommen Werdens. Herzensmenschen, Blickwinkel und Gerüche schießen als Gedanken durch den Kopf ... Erinnerungen an vergangene Tage ... eine Zeitlang fühlte es sich so an, daß man diese kleine heile Welt nie im Leben verlassen (wollen) würde, trotz aller Gegenanzeigen im direkten oder indirekten Umfeld, wo jeder Zweite oder Dritte des eigenen Jahrgangs bereits den heimatlichen Gefilden den Rücken gekehrt hatte ... um zu studieren, um Arbeit zu finden, um beim neuen Freund oder der neuen Freundin zu sein. Ich selbst wollte nie weg, wollte dem allgemeinen Trend widerstehen und standhaft die Position des Bleibens verteidigen und womöglich den ein oder anderen ebenfalls dazu bekehren ... und nun blicke ich zurück und meine persönliche Heimatflucht liegt inzwischen auch vier Jahre hinter mir und kaum Fuß gefaßt in der neuen Stadt, Freundschaften aufgebaut ... Wohlfühlen war eingezogen, weil ein Stück neues »Zuhausesein« gefunden, wo man Freunde zufällig beim Einkaufsbummel oder in der Bar trifft, heißt es, erneut die Stadt wechseln ... jobbedingt ...

Soll das das Los unserer Generation sein? ... der Generation der dynamischen, jung gebliebenen 30jährigen, die nach wie vor am Wochenende feiern gehen, im Job inzwischen um die 2-5 Jahre erfolgreich sind, und durchaus gern erfolgreich sind, für Familiengründung bisher das Leben aber noch nicht gepaßt hat, und wir uns sonntags morgens, na ja, wohl eher mittags, im Bad wiederfinden, um den Stempel des angesagtesten Clubs der Stadt anstatt die Kotze des eigenen Nachwuchses von uns zu waschen ... wir führen ein aufregendes Leben, ganz ohne Rebellentum wie in den 68ern, denen wir womöglich 'ne ganz Menge an Freiheiten im Denken und Agieren zu verdanken haben. Aber sind wir am Ende die Feier- und Workaholic-Generation und Familien-Vertager? Oder sind wir Sklaven der heutigen Arbeitsmarktsituation, wo Flexibilität das

absolute »must have« ist wie ein paar Manolo Blahnik für Carry Bradshaw? Cityhopping, ob täglich oder alle paar Jahre, steht an der Tagesordnung unserer Leben. Sind wir die Generation der SOZIAL-NOMADEN? Überholen uns am Ende unsere 10 Jahre jüngeren Geschwister, die mit Einführung von Bachelor-Studiengängen viel schneller den Jobeinstieg erleben und vielleicht schon mit Mitte/ Ende 20 an Familiengründung denken können, wohingegen wir mal wieder damit beschäftigt sind, in einer neuen Stadt »über Los« zu gehen, in der Regel keine 4.000 Mark dafür einstreichen, sondern den Mount »neue soziale Kontakte« zu erklimmen versuchen? ...

jf



Illustration: Martin Arnold

Wo ist die Kultur..... im Plattenbau?

Äußerung beim »World Café« im Kaisersaal

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

Love & Peace im Paradies

Jena hat schon wieder gegen Erfurt verloren, willkürlich dreht sich das Personalkarussell, es fehlen 700 000 € im laufenden Etat. Doch bei Carl Zeiss macht sich keiner heiß!

Da wird fleißig der „Moonwalk“ für nicht eintretende Torerfolge geübt, Jahrzehnte zurückliegende Erfolge werden immer wieder gefeiert, schnell noch ein paar neue Spieler verpflichtet, obwohl man nicht einmal die vorhandenen bezahlen kann. Was ist los an den Kernbergen?

Ventil e.V. vermutet: Da sind Drogen im Spiel

Mittlerweile ist es jedem aufgefallen: In Jena ticken die Uhren anders (langsamer). Oft sieht man die Spieler auf oder neben dem Spielfeld rumhängen, die Stimmung ist entspannt. Fans und Spieler sehen apathisch zu, wie Rot-Weiß Erfurt mal eben 3:0 gewinnt. Als der Spieler T. Schafner (Name von der Redaktion geändert) nach einer Niederlage nicht mitfeiern wollte, wurde er in die 2. Mannschaft verbannt. Gegenüber Ventil e.V. gibt er nun zu: „Bei uns wird ordentlich gekifft. Wir bekommen den Stoff direkt am Eck von so 'nem langhaarigen Holländer, einem gewissen Rene. Gutes Zeug. Meistens dreht dann Orlando eine große Tüte und wir schauen uns immer wieder das Spiel gegen den AS Rom von 1980 in voller Länge an. Danach tanzen wir auch mal zu Michael Jackson.“ Wie Ventil e.V. erfuhr, zieht auch das Jenaer Publikum kräftig mit. Nur ein Trikotsponsor ist noch nicht in Sicht, obwohl der Verein mit dem Slogan „Im Paradies ist noch Platz“ seit Wochen nach einem finanzkräftigen Geldgeber sucht. Da wollen wir natürlich helfen.

Ventil e.V. gründet Initiative „Jena spielt im Rausch!“

Wir rufen alle kleinen und großen Cannabisbauern auf, sich an dieser Initiative mit „Sachspenden“ zu beteiligen, um die Versorgung unserer Ostthüringer Freunde mit einheimischen Produkten bis zum Saisonende zu gewährleisten. Dafür werden die Jenaer Spieler auf ihren Trikots die tollen Bio-Produkte bewerben und, das wurde uns zugesagt, auch das nächste Thüringen-Derby ganz entspannt angehen.



Bevor Rene van Eck zu den Feierlichkeiten „40 Jahre Woodstock“ an die Saalewiesen geht, muss er noch ordentlich „Dampf ablassen“.



Nach einem sehr entspannten Auftritt verlieren die Jenaer glücklich mit 0:3 gegen Rot-Weiß Erfurt.



So könnten die neuen Trikots der Europapokalhelden von einst aussehen.

Wenn Sie unsere Initiative unterstützen wollen, melden Sie sich schnell (bevor kein Platz mehr ist) bei:

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

harte zeiten für profikiller.

Von Paolo Fusi

Der eine verliert die Wahl, die andere wird plötzlich eines Mordes bezichtigt, den sie im Auftrag der Bundesrepublik vor 32 Jahren beging und für den sie bereits mit einer neuen Identität belohnt wurde.

Mehr als 30 Jahre zu spät werden die Ermittlungen über den Mord an Generalbundesanwalt Siegfried Buback wieder aufgerollt. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerät Verena Becker, die damals offiziell als Mitglied der RAF galt und tatsächlich dabei gewesen sein soll. Denn sie behauptet zu wissen, daß das RAF-Mitglied Stefan Wisniewski den Abzug drückte. Sie soll, zusammen mit Wisniewski, für das Gemetzel verantwortlich sein – so die offizielle Mitteilung der informationsfreudigen deutschen Strafbehörden in dem immer noch laufenden Verfahren.

Wisniewski wurde damals wegen dieses Mordes weder verurteilt noch angeklagt. Nun ist seine Ruhe vorbei, nach der Veröffentlichung eines Buches von Michael Buback, Sohn des ermordeten Generalbundesanwaltes. In dem Buch behauptet Buback jr., daß ein ehemaliges Mitglied der RAF, Peter Jürgen Boock, ihm anvertraut hätte, daß er damals von seinen RAF-Freunden gehört habe, daß eben Wisniewski beim Anschlag in Karlsruhe im April 1977 geschossen und Buback getötet habe. Seither wurden wegen dieses Mordes weitere Mitglieder der RAF verurteilt: Christian Klar, Knut Folkerts und Brigitte Mohnhaupt. Nun wurden sowohl Wisniewski als auch Becker verhaftet. In der Presse schlagen die Wellen der Empörung, des Erstaunens, der verlogenen Betroffenheit hoch. Die Geschichte stinkt natürlich in einem unermeßlichen und unerträglichen Grad.

Was die RAF getan hat, ist falsch. Einen Menschen zu töten, ist keine Antwort, sondern nur der Anfang einer weiteren Reihe von Gewalttaten. Politisch gesehen hat die RAF den Konservativen in die Hände gespielt. Durch die Angst, welche die RAF hervorrief, konnte die rechtsbürgerliche Politik gezielte Maßnahmen für die Einschränkung der Freiheit durchsetzen – ähnlich wie nach dem Anschlag von New York vom 11. September 2001. Die Hauptdarsteller des bewaffneten Kampfes haben politisch versagt und haben jegliche moralischen Werte, wofür ein Demokrat steht, bewußt abgelehnt.

Die Politik hat alles Mögliche getan, um die Jugendlichen in den 60er Jahren in die Gewalt zu treiben: Die Polizei hat mit ungeheurer Gewalt jeglichen demokratischen Protest unterdrückt. Menschen wurden getötet, niemand mußte je dafür bezahlen. So wie

heute: Wer sich aus dem Fenster seiner/ ihrer Adoleszenz hinauslehnt, um in die Welt der sogenannten Erwachsenen zu blicken, sieht ganz klar, daß Unfähigkeit, Korruption, Arroganz, Ungerechtigkeit und Zynismus die Merkmale der Politik sind. Die Polizei, das sieht man auch, stützt dieses System und unterdrückt jegliche mögliche Emanzipation. Kriminelle laufen ungestraft herum, Naziskins können tun und lassen, was sie wollen. Aber lächerliche Straftaten, wie falsch parken, durchs Zentrum radeln, »schwarz« Straßenbahn fahren oder ähnlich »obszöne Schandtaten«, werden mit unerbittlicher Härte verfolgt. In dieser Hinsicht gleichen die 60er unserem Jahrzehnt sehr: Wer jung ist, darf nichts. Wer Macht hat, darf alles, auch außerhalb der Gesetze, und kann auch öffentlich damit prahlen.

Der frühere Erfurter Oberbürgermeister Manfred Ruge durfte ungestraft vor laufender Kamera zugeben, daß er wußte, was für Geld in Erfurt investiert wurde, als kurz nach der Wende die erste »italienische Lawine« nach Thüringen schwappte. Über die Unregelmäßigkeiten bezüglich des Casinos spricht niemand mehr. Schneekiller Althaus durfte weiter als Landesvater amtieren, ohne daß er für seine Untaten in Österreich mehr als eine Geldstrafe (wie im Fall einer roten Karte im Fußball, so wenig ist ein Menschenleben wert) bezahlen muß – und er besaß sogar die Unverfrorenheit, diese Tragödie im Wahlkampf zu mißbrauchen ... Und so weiter.

Auf Bundesebene sind in den letzten Jahren die Hypo-Bank und die IKB konkurs gegangen. In beiden Fällen waren Regierungsmitglieder mit in der Verantwortung, niemand wurde zur Rechenschaft gezogen. Noch mehr, in aller Stille wurde das Loch, das Politiker und Financiers in den Banken verursacht hatten, mit Steuergeldern gefüllt. Wir haben alle die Klappe gehalten.

Wer war Siegfried Buback und warum wurde er ermordet? Er war der Mann, der unerbittlich den Kampf gegen die Pressefreiheit (Spiegel-Affäre) sowie gegen das Linksdenken vorangetrieben hatte. Er ließ ohne Beweise die Rechtsanwälte von jungen Demonstranten (wie Klaus Croissant) schikanieren, verprügeln, verhaften – mit der Behauptung, wer vor Gericht bereit ist, die These der RAF oder der linken Demonstranten zu verteidigen, der ist ein Staatsfeind und darf in unserer

Demokratie nicht unbestraft bleiben. Somit durfte die deutsche Polizei nicht nur die RAF-Mitglieder, sondern alle linken Demonstranten oder Aktivisten auf grausame Art und Weise foltern. Insbesondere liebte es Buback, die Menschen nach einer gesunden Tracht Prügel ohne Schlaf, Essen und Trinken fesseln, sie in grelles Licht stellen und schrecklich laute Musik rund um die Uhr erdröhnen zu lassen.

Wir beschwerten uns über Guantánamo, haben aber jahrzehntelang dieselben Verhältnisse in Deutschland schweigend akzeptiert. Wir plaudern über die Delikte der STASI und vergessen dabei, daß die BRD die Leute nicht mit einem Gnadenschuß tötete, als sie über die Grenze sprangen, sondern systematisch durch Folter in den Tod trieb. DDR-Bürger wollten nach Westen fliehen, BRD-Dissidenten hätten keinen Ort gefunden, wohin sie hätten fliehen können.

In diesem Schlamassel spielte Verena Becker eine wichtige Rolle. Sie war kein Mitglied der RAF, sondern der »Bewegung 2. Juni«, die 1967 entstanden war, weil der Westberliner Polizist Karl-Heinz Kurras (der auf der Gehaltsliste der STASI stand) den Studenten Benno Ohnesorg kaltblütig erschossen hatte – und natürlich davonkam. Zu diesem Zeitpunkt war Verena Becker 15 Jahre alt. Sie beteiligte sich angeblich an einem Anschlag gegen einen Britischen Yachtclub in Berlin – um das Massaker am »Bloody Sunday« in Derry (Nordirland) zu rächen. Sie bekam sechs Jahre Jugendstrafe, die sie aber nie absitzen mußte. Erstaunlicherweise wurde sie freigelassen, organisierte die Entführung des Berliner Politikers Peter Lorenz und flog dann mit der gesamten Truppe der Bewegung des 2. Juni nach Jemen.

Offiziell zumindest – weil: Wenige Monate später war sie angeblich wieder in Deutschland und beteiligte sich an weiteren Anschlägen. Am 3. Mai 1977, wenige Tage nach dem Mord an Buback, wurde sie an der Schweizer Grenze zusammen mit dem RAF-Mitglied Günter Sonnenberg erwischt. Wie das denn? Einfach so. An der Grenze wollte sie Kaffee trinken. Zwei Bullen kamen auf sie zu und wollten ihre Papiere sehen. Sie läuft friedlich zum Auto, wo sie die Waffe hat, mit der Buback erschossen wurde. Sie kommt aber nicht am Auto an, weil die Bullen die Waffen in die Hand nehmen und schießen wollen. Sonnenberg reagiert schneller, ein Bulle bleibt am Boden. Verena Becker soll ihn erledigen, aber sie verfehlt ihn aus 20 cm Entfernung. Dann wird Sonnenberg angeschossen, niemand weiß von wem. Später erklärt Becker, daß Wisniewski Buback erledigt hat. Niemand hört ihr zu. Die Tatsache, daß Verena Becker die Mordwaffe im Auto hatte, wird vergessen. Sie sitzt wegen der Schießerei an der

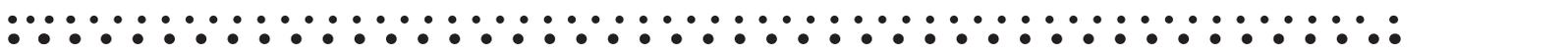
Grenze. Im November 1989 wird sie entlassen und bekommt einen neuen Namen. Bis heute.

Man kann natürlich denken, was man will. Die Wahrheit wissen wir nicht, aber wir merken, wie sehr alles stinkt. Wir wissen, daß die sogenannte dritte Welle der RAF, die angeblich auch den Treuhand-Chef Detlev Karsten Rohwedder umgebracht haben soll (letzter Verteidiger des Vermögens der DDR gegen Helmut Kohl und seine Kumpanen), nie existiert hat. Es wurde nie ein Täter gefunden, sondern nur Hinweise, daß die deutschen Geheimdienste die schmutzige Arbeit erledigt haben könnten. Wolfgang Grams (dessen Unschuld inzwischen erwiesen ist) wurde von der Polizei als Chef der neuen RAF kaltblütig erschossen – weshalb immerhin Rudolf Seiters, CDU-Politiker und damaliger Bundesinnenminister, zurücktreten mußte.

Die Welt wird unverständlich. Bislang war es immer so: Die Kleinen müssen für jede Kleinigkeit bestraft werden, die Großen dürfen alles – denn sie tun es zu unserem Wohl. Das war immer die Erklärung. Benutzt eine Ministerin den Dienstwagen, um in den Urlaub zu fahren, ist es zu unserem Wohl. Läßt ein Ministerpräsident oder Bürgermeister zu, daß die Mafia sich im Lande einnistet, es ist zu unserem Wohl. Werden Dissidenten gefoltert und in den Selbstmord getrieben (und wenn sie sich weigern, sterben sie unter mysteriösen Umständen), es ist zu unserem Wohl. Was auch immer wir Kleinen tun, es muß im Keim erstickt werden.

Warum dann Verena Becker opfern? Und kurz vor der Bundestagswahl? Alle richtig großen Skandale (vor allem der Konkurs der IKB) wurden erfolgreich unter den Teppich gekehrt. Mit Steuergeldern wurden Milliarden an die Banken verschenkt, die sie nun auch verspekulieren dürfen. Die Kader der Finanzinstitutionen sitzen in den Gremien, die über die von ihnen verursachte Krise entscheiden, und bekommen nach wie vor millionenschwere Prämien für ihr Desaster. Schneekiller Althaus durfte sogar auf Pietät drängen, trotzdem er seine winterliche Untat im Wahlkampf mißbrauchte. Die SPD verliert zwar die Wahl, koalitiert wahrscheinlich aber munter mit der CDU.

Was hat nun doch die arme Verena gebrochen? Sie ist ein Profi, das ist ihre Schuld. Die nächste Stufe der Zerstörung der deutschen Demokratie sieht vor, daß nur Amateure, die gar nichts tun können oder wollen (wie jene, die uns auf allen Ebenen anführen), die Verantwortung tragen dürfen. Verena wußte immer noch, warum und wofür. Das ist in der Zeit der Barbarisierung der Demokratie zur Sünde geworden. Und wir halten gaaaaaanz brav die Klappe, wie immer. Wir hassen teuer. Mit Rabatt auf alles, außer Tiernahrung.



homo homini lupus. Von Alexander Platz

Die Annahme, daß der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, und sich seinem Gegenüber von Natur aus wie ein Raubtier verhalte, behauptet sich hartnäckig in den Köpfen.

Teil III: Sozialismus und die Natur des Menschen (1)

»Hat der Marxismus die Natur des Menschen verkannt?« fragt die Kritische Psychologin Ute Osterkamp in einem Aufsatz aus dem Jahr 2000, der die Grundlage für die weitere Betrachtung bildet. Sind die Menschen überhaupt für das geschaffen, was ihnen der Sozialismus abverlangt? Wird er auf ewig eine schöne, aber kaum zu verwirklichende Illusion bleiben? Gibt nicht der realexistierende Sozialismus das beste und traurigste Beispiel für diese Annahme? Angesichts der Wirtschafts- und Finanzkrise wichtige Fragen für all diejenigen, die eine andere Welt für möglich halten. Um sie zu klären, erscheint es sinnvoll, sich zunächst dem Menschsein zu nähern. Das soll in diesem Teil geschehen.

Was bedeutet es überhaupt, ein Mensch zu sein? Aus marxistischer Sicht, so Osterkamp, besteht das Spezifische am Menschsein vor allem darin, »daß sich die Menschen – im Gegensatz zu allen Tierarten – nicht nur den gegebenen Lebensbedingungen anpassen, sondern sich auf der Grundlage erkannter Handlungsmöglichkeiten prinzipiell zu diesen verhalten«. Das heißt, der Mensch besitzt die Fähigkeit, seine Umwelt gemäß den eigenen Erkenntnissen und Bedürfnissen zu verändern und zu gestalten. Das gilt heute, wie vor 10 000 Jahren, allen Sachzwängen zum Trotz.

Das unterscheidet ihn von allen noch so hoch entwickelten Tierarten, von denen zwar nicht wenige zur individuellen Anpassung an die vorgegebenen Lebensbedingungen und zu Formen der Kooperation fähig sind. Der Mensch aber hat die Fähigkeit, sich die Bedingungen seiner eigenen Existenz selbst zu schaffen. Und er tut dies, vorausschauend und vorsorgend, »zur Überwindung von Abhängigkeit und Ausgeliefertheit zur Verbesserung allgemeiner Lebensmöglichkeiten.«

Ein »ungeheurer Entwicklungsschritt« (Osterkamp) in der menschlichen Entwicklung bestand nun darin, daß die Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt das Korn, welches sie fanden, nicht sofort verbrauchten, sondern neu aussäten, freilich nur so lange der aktuelle Hunger nicht zu groß war. War hingegen die gegenwärtige Bedürfnisbefriedigung nicht gesichert, blieb

den Menschen keine andere Möglichkeit, als das Korn sofort zu essen. Und dies in dem Bewußtsein, damit gegen die langfristigen eigenen Interessen zu verstoßen. Und das, so Osterkamp, ist das zentrale Konfliktpotential der menschlichen Existenz: »Das Dilemma, um der kurzfristigen Interessen, nämlich der unmittelbaren Absicherung der Existenz willen, gegen die langfristigen Interessen der Überwindung der Abhängigkeit und Ausgeliefertheit verstoßen zu müssen.«

Nun war es in der bisherigen gesellschaftlichen Entwicklung nur selten der Fall, daß »die Koordination individueller Kräfte zur Verbesserung der Lebensverhältnisse ... als selbstbewußte Tat im Interesse aller« geschieht. Sie ist vielmehr dem Partikularinteresse derjenigen unterworfen, die sich im Besitz der Mittel (Produktionsmittel) zur Bedürfnisbefriedigung befinden. Darin besteht auch die zentrale Kritik von Marx und Engels. Alle anderen sind genötigt, im Hinblick auf die eigene Existenzsicherung, sich diesem Interesse zu unterwerfen. Im Kapitalismus versteckt sich diese Nötigung hinter dem Mantel der Freiwilligkeit (zuweilen auch der »Selbstverwirklichung«). Niemand zwingt die Menschen mit Gewalt, sondern ganz im Gegenteil: »Angesichts der Alternative drohender Arbeitslosigkeit und der damit verbundenen erhöhten Ausgeliefertheit, Isolation und Ohnmacht müssen diese für ihre eigene Ausbeutung noch dankbar sein.«

Die Ohnmacht und die mangelnde Verfügung über die entsprechenden Mittel zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse ist die materielle Grundlage der eigenen Manipulierbarkeit im Interesse derjenigen, die über die Mittel zur Bedürfnisbefriedigung verfügen. Wenn ich um meine Existenz fürchten muß, werde ich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln versuchen, das Wohlwollen derjenigen zu erlangen, von denen meine Existenz abhängig ist. Die Abstufungen (und die individuellen Ausprägungen) mögen hier vielfältig sein, aber letztlich werde ich zum Sklaven meiner eigenen Bedürfnisse (Marx). Und diese nehmen Triebcharakter an, das heißt, sie »gewinnen unmittelbar verhaltensbestimmende Macht« (Osterkamp). Was das bedeutet, damit geht's im nächsten hEft weiter.



frank

▶▶ SPÖKES

» Mit Spökes wurde der Versuch unternommen, ein Streichholz in der kulturellen Dämmerung der hiesigen Studierendenmetropole zu entzünden. Feuer aus. Dafür Hochschulabschluß in Griffweite. «

▶▶ www.spokes.twoday.net





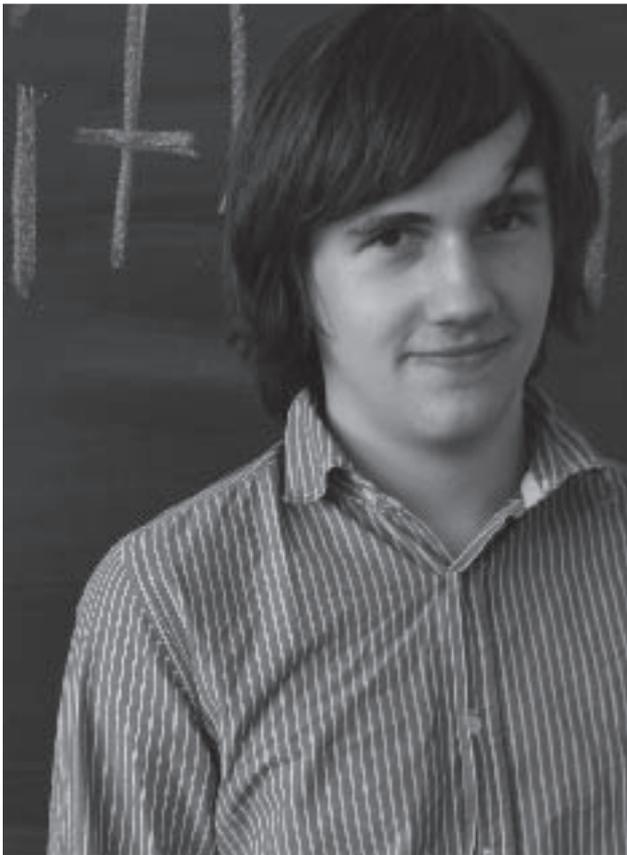
romina, moritz, johannes

▶▶ LAUTSCHRIFT

» Bevor ein Erstlingstext in der Schublade landet, denken wir, sollte er gelesen werden. Mit der Leseplattform »Lautschrift« im Café Wagner, geben wir den literarischen Geh- und Stehversuchen junger Autorinnen und Autoren die Gelegenheit, zumindest einmal den Weg in ein Ohr zu finden, das nicht Mutti, Tante Else oder dem verschlafenen Mitbewohner gehört. «

▶▶ www.lg-th.de



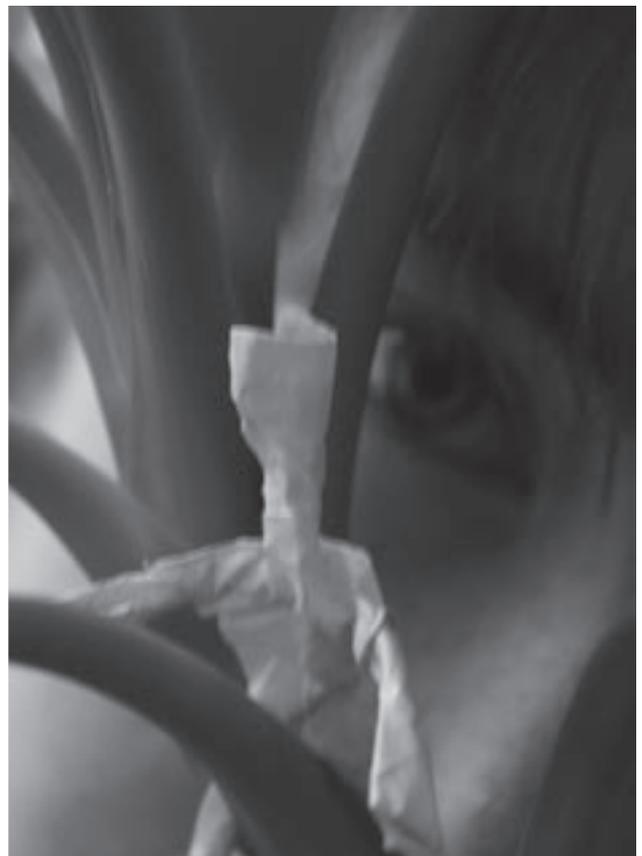


johannes, paul

▶▶ **EDITHION**

» Mit unserer Schülerzeitung kommen wir Fakten auf die Spur, die sonst nur wenige kennen. Wir können öffentlich unsere eigenen Meinungen und Ansichten vertreten und haben am Ende auch etwas eigenes in der Hand. «

▶▶ www.ess-erfurt.de



uLLi

▶▶ ERFURT SLAM

» schreibpause
einatmen ausatmen
ein blatt papier
über den rand hinaus
beleben «

▶▶ www.radio-frei.de

suddenly: a hammock!

Von Lena Hammerschmidt

Ich nehme ein feines, weißes Blatt Papier vom Stapel der feinen, weißen Blätter. In die Mitte des Blattes schreibe ich: »Du und ich in der Hängematte«. Der erste Pfeil führt zum Wort »Urlaub«. Der zweite zu »Sex«, der dritte zu »Tod.« Die drei Worte hatte ich mir schon in der U-Bahn überlegt. Nun fällt mir noch »Konstruktion« ein, ich schreibe es, ebenfalls in Großbuchstaben, ganz links in die Ecke. Streiche es schnell wieder. »Konstruktion« ist eine Sackgasse, das sehe ich doch gleich. Ich gebe »Hängematte« bei google ein, lande bei youtube. Ein Labrador gibt alles, die Hängematte wackelt wie verrückt. Ich schreibe »Hund fickt H.« unter das Stichwort »Sex« und hole mir ein Bier aus dem Kühlschrank. Inga ruft an, lädt mich zum Tatort-Schauen ein. Ich kann nicht, sage ich, ich schreibe. Sie will wissen, worüber. Du und ich in der Hängematte, antworte ich. Wenn du über uns schreibst, bring ich dich um, zischt Inga. Ich lege auf. »Sturz während Fickerei« schreibe ich ebenfalls unter das Stichwort »Sex«. Ich betrachte mein Blatt, meine Recherchen erscheinen mir unausgewogen. »Er lag tot in der Hängematte, Blut rann auf die Betonplatte. Die Alte saß noch nebendran, das Messer war von Tengelmann«, höre ich die Stimme meines Vaters. Die Poesie liegt uns im Blut. Wieder google: Tod in der Hängematte. 1436 Ergebnisse, ganz oben: Ein Krimi von Jorge Carvez. »Bereits alles gesagt von Jorge Carvez« notiere ich unter das Wort »Tod«. Es blinkt, Carl will chatten.

Sorry, Carl, I am writing! || Oooh – arty farty. What about? || You and me in a hammock! || Dude, we've never done that! || That is the topic. You better inspire me! || Sure I will. Write whatever you want and just put a hammock in. Like that: Two lonely cowboys walked across Charles Bridge. They were seeking for adventures. The bridge, overcrowded by tourists during daytime, was empty. But then, suddenly: A hammock!

Pffff. Ich schließe das Chat-Fenster ohne mich zu verabschieden und schreibe »Charles-Bridge + Hammock« unter das Stichwort »Urlaub«. Streiche es durch. Carl ist kein Dichter. Ich ziehe eine ganze Weile Kreise um das

Wort »Urlaub«. Rosalie! Ich beginne, eine Skizze auf mein feines, weißes Blatt zu zeichnen, merke aber schnell, daß ich Farben brauche. Ich starte Paint. Ich hatte vergessen, wie schwierig das ist. Ich steigere mich richtig rein und versuche, Rosalies dummen Gesichtsausdruck möglichst gut zu treffen. Vierzig Minuten später ist das Bild fertig. Die Malerei hat mich hungrig gemacht, ich schmiere mir in der Küche ein Leberwurstbrot und bedauere, daß es damals mit Rosalie nicht geklappt hat. Kauend zeichne ich einen Verbindungspfeil zwischen »Sex« und »Urlaub« und schreibe »Rosalie« darunter. SMS von Carl: »Suddenly: A hammock! Ahahahaha!« Dänische Kackbratze. Ich mochte Rosalie eigentlich echt gern. Sie war ein bißchen naiv und hatte einen dicken Hintern, aber sie strahlte was Beruhigendes aus. Außerdem war sie ein Knaller im Bett. Ich krieg Lust. Ich lecke die Leberwurst von meinen Finger und mache meine Hose auf. Ich hab schon lang nicht mehr an Rosalie gedacht beim Wachsen, geht echt gut. Ruckizucki, feine Sache. Ich hab auf mein Blatt geballert, na spitze. Ich falte es akkurat zusammen, vielmehr: Ich klebe es akkurat zusammen. Schon im Badezimmer beim Händewaschen spüre ich die ersten Worte. Ich nehme ein neues Blatt vom Stapel der feinen, weißen Blätter, mein Kopf rauscht und plötzlich geht es von ganz allein:

Ich lag in meiner Hängematte und hatte eine Riesennlatte || Sie erschien mir deplaziert – ich habe trotzdem onaniert. || Der Saft kam mir sehr ungelegen, aber ach, so ist das eben. || Da lag ich, schlaff und vollgeschleimt und stellte fest, daß sich das reimt.

Ich lese das Gedicht zweimal leise, dreimal laut. Ich pinne das Blatt neben den Spiegel im Bad, betrachte mich und beschließe, daß ich sowieso viel zu hübsch bin, um ein guter Schriftsteller zu sein. Ich werde den Leuten von der Zeitung morgen schreiben, daß mit einem Text meinerseits nicht zu rechnen ist, da ich mich in nächster Zeit stärker dem Malen widmen möchte und daß man sich – wie jeder weiß – immer nur einer Kunst widmen kann. Ich drucke das Bild von Rosalie aus, in Farbe, denn das muß schon sein, und wähle ihre Nummer.

Laßt uns faul in allen Sachen, / Nur nicht faul zu Lieb' und Wein, / Nur nicht faul zur Faulheit sein. (Lessing) | Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder, in denen die kapitalistische Zivilisation herrscht. Diese Sucht, die Einzel- und Massenelend zur Folge hat, quält die traurige Menschheit seit zwei Jahrhunderten. Diese Sucht ist die Liebe zur Arbeit,

eine urlaubsbekanntschaft.

Von Till Bender

Ich bin ganz gewiß kein unselbständiger Mensch, und ich will nicht verhehlen, daß es mich manchmal schon ein wenig ärgert, wenn meine Kollegen in der Firma und sogar Freunde und Verwandte ironische Bemerkungen in dieser Richtung über mich machen. Aber ich weiß ja, daß sie es eigentlich gar nicht so meinen, und ich habe es längst aufgegeben, mich deswegen mit ihnen herumzustreiten. Es ist nur einfach so, daß ich nie gesteigerten Wert darauf gelegt habe, das Fälligen sogenannter eigener Entscheidungen für mich in Anspruch zu nehmen.

Ich ziehe es in den allermeisten Fällen vor, mich den Entscheidungen anderer Menschen anzuschließen, vorausgesetzt, daß ich ihrem Urteilsvermögen vertrauen und davon ausgehen kann, daß ihre Ziele sich mit meinen Wünschen halbwegs zur Deckung bringen lassen. Ich kann mich keiner einzigen Gelegenheit entsinnen, bei der ich diese Haltung im Nachhinein zu bereuen gehabt hätte, und halte sie im Gegenteil für einen Grundpfeiler meiner außerordentlich glücklichen und stabilen Ehe.

Meine Frau würde es geradezu als Affront betrachten, wenn ich plötzlich anfinde, irgendwelche »Mitbestimmungsrechte« geltend zu machen. Bitte, allein der Ausdruck schon – eine Absurdität, wenn man ihn im Rahmen von Beziehung oder Partnerschaft verwendet! Meine Frau entscheidet gerne. Und gut. Und so weiß ich, daß lauter gute Entscheidungen für mich getroffen werden. Warum sollte ich mich da einmischen.

Und können Sie sich eine schönere, größere Gelassenheit vorstellen, als die, die sich aus der Gewißheit ergibt, daß man an allen nur denkbaren Katastrophen, in die man im Leben hineinsegeln kann, auf keinen Fall die Schuld trägt, weil ein anderer den Kurs bestimmt hat?

Mir fällt in diesem Zusammenhang immer ein Mann ein, dem ich vor ein paar Jahren auf einer Karibik-Insel begegnete, als meine Frau und ich dort unseren Urlaub verbrachten. Ich würde Ihnen gerne kurz von ihm erzählen: Den Namen unseres Ferienortes oder den der Insel kann ich ihnen nicht sagen, sie tun hier auch nichts zur Sache, aber – ja, meine Frau hatte sich um die ganze Rei-

seplanung gekümmert, und ja, natürlich, es war eine wundervolle Reise. Wir hatten in der Nachsaison ein Zimmer in einem kleinen Strandhotel gebucht. Meine Frau verbrachte viel Zeit mit Ausflügen ins Hinterland, und sie hatte sehr klug vorausgesehen, daß wir beide den Aufenthalt noch mehr genießen würden, wenn wir nicht ständig aneinanderhingen – so blieb ich die meiste Zeit auf dem Hotelgelände, trank vormittags Kaffee auf der Terrasse, hielt ausgedehnte Mittagsschläfchen und ließ mich in einer der hoteleigenen Hängematten im Palmenschatten von einer leichten Meeresbrise sanft hin und her wiegen.

Nach ein paar Tagen fiel mir ein Hotelgast auf, dessen Tage einem ähnlichen Rhythmus wie die meinen zu folgen schienen. Es dauerte eine Weile, bis ich benennen konnte, was genau mir an ihm aufgefallen war, denn im Grunde verhielt er sich wie der typische Tourist, der während eines Karibik-Urlaubs Gast eines Hotels wie diesem war: Er ließ sich müßig durch die Tage treiben, die, wenn man so will, lediglich durch die Abfolge der Mahlzeiten so etwas wie eine lockere Struktur bekamen. Durch Nachdenken oder Analyse wäre ich nie darauf gekommen, aber eines Vormittags sah ich es plötzlich, als er von seinem Platz auf der Terrasse barfuß, in einer leichten halblangen Hose und einem mit zwei Knöpfen vor dem Bauch geschlossenen Hemd durch den Sand zu seiner Hängematte ging. Was ihn von den anderen Hotelgästen und mir unterschied, war, daß er hier zu Hause zu sein schien. Ich meine nicht, daß er wie ein gebürtiger Insulaner gewirkt hätte, sondern daß sein Gang und seine ganze Haltung eine Routine im Müßiggang verrieten, wie man sie sich in ein paar sieben oder vierzehn Urlaubstagen unmöglich erwerben kann.

Als ich am nächsten Tag am Empfangstresen vor der Ansichtskarten-Auslage stand, kam dieser Mann gerade die Treppe herunter und wurde vom Rezeptionisten zu sich gebeten – es sei Post für ihn da. Der Mann bekam zwei Briefe und eine deutsche Zeitung ausgehändigt. Während er damit durch die Lobby schlenderte, befreite er die Zeitung von ihrer durchsichtigen Plastikfolie. Am

die rasende Arbeitssucht, getrieben bis zur Erschöpfung der Lebensenergie des Einzelnen und seiner Nachkommen. Statt gegen diese geistige Verirrung anzukämpfen, haben die Priester, die Ökonomen und die Moralisten die Arbeit heiliggesprochen. Blinde und beschränkte Menschen, haben sie weiser sein wollen als ihr Gott; schwache und unwürdige Geschöpfe,

Eingang legte er sie auf den niedrigen Tisch einer dort eingerichteten Sitzecke. Die Folie und die beiden Briefe warf er in den Papierkorb und ging hinaus.

Aus einem spontanen Impuls fragte ich den Mann hinter dem Tresen: »Entschuldigen Sie, der Herr ist wohl schon länger Ihr Gast?«

»Oh ja. Mr. Wayne schon zwei, nein, drei Monate hier.« Beneidenswert!

»Glücklicher Mr. Wayne«, sagte ich, auch um meinem Gegenüber ein kleines Kompliment zu machen.

Er sah Mr. Wayne durchs Fenster nach und sagte dann halb zu sich, halb zu mir: »Glücklicher Mr. Wayne – weiß nicht, Mr. Wayne vielleicht glücklich, vielleicht nicht so glücklich ...«

Und da hatte er auch wieder recht: Mr. Wayne sah eigentlich nicht aus wie einer, der das Paradies auf Erden gefunden hatte. Gesehen hatte ich das auch schon, nur nicht bemerkt.

Tags darauf, als wir an zwei benachbarten Tischen auf der Terrasse beim Kaffee saßen, sprach ich Mr. Wayne höflich und – wie ich glaube – unaufdringlich an und fragte ihn, nachdem ich mich vorgestellt und einige Worte über das Wetter, das Wasser und das ausgezeichnete Frühstück im Hotel mit ihm gewechselt hatte, ob er hier so etwas wie ein Sabbatjahr verbringe.

Er sah mich eine Weile an, warf einen langen Blick in seine geleerte Kaffeetasche und sagte schließlich zu ihr: »Ich schätze, das trifft es nicht genau, aber es ist vielleicht gar nicht schlecht, wenn ich es mal jemandem hier erzähle.«

Und dies ist – in groben Zügen –, was er erzählte: Bis vor einem knappen halben Jahr war Mr. Wayne Lehrer für Englisch und Sozialkunde an einer deutschen Schule gewesen. Er liebte seine Arbeit und haßte nichts auf der Welt mehr als Gewalt und Waffen. Und für dieses Gegen-etwas-Sein setzte er sich mit Vehemenz ein: Er arbeitete per Internet gegen die nationale Schußwaffenvereinigung NRA in Amerika, war aktives Mitglied mehrerer pazifistischer Arbeitskreise und hatte an seiner Schule für ein rigoroses Verbot aller als Waffen mißbrauchbarer Gegenstände gesorgt. Es war schlimm genug, daß die Kinder in der Schule Tag für Tag und jahrelang staatlicher Erziehungsgewalt ausgesetzt waren, fand Mr. Wayne, da durften sie sich nicht auch noch vor mit Messern, Schlagringen und Wurfsternen bewaffneten Mitschülern fürchten müssen. Und »rigoros« bedeutet hier, daß einmal auf seinen Druck auf die Schulleitung hin ein Mädchen der Schule verwiesen wurde, in deren Jacke man bei einer routinemäßigen Stichprobe ein Schweizer Offi-

ziers-Taschenmesser gefunden hatte – eine Klinge bleibt eine Klinge, und ein Messer, das man auch als Werkzeug benutzen kann, bleibt eine Waffe, mit der man einen Menschen bedrohen, verletzen, töten kann, und wenn es um Waffen ging, gab es für Mr. Wayne keine Ausnahmen.

Und dann geschah an einem sonnigen Vormittag an dieser Schule in einer ruhigen, unauffälligen deutschen Kleinstadt das Unvorstellbare, Unfaßbare. Ein als ruhig und unauffällig bekannter siebzehnjähriger Schüler betrat fünf Minuten nach dem Klingeln, das den Beginn der Unterrichtsstunde signalisierte, seinen Klassenraum. An einem Riemen quer über die Brust trug er seine Sporttasche. Er schloß die Tür hinter sich. Der Lehrer, ein Freund Mr. Waynes, fragte ihn, ob er so freundlich sein wolle, ihm und der Klasse die Gründe für sein Zuspätkommen darzulegen. Nein, das wolle er nicht, antwortete der, zog den Reißverschluß seiner Tasche auf, entnahm ihr eine sogenannte Pump-Gun, brachte sie in Anschlag und zielte damit auf die Brust seines Lehrers – jetzt sei er ja hier.

Ebenfalls bewaffnet zur Schule gekommen war an jenem Tag ein anderer Schüler dieser Klasse, ein als ruhiger, unauffälliger Sechzehnjähriger und langjähriger Freund des anderen bekannter Junge. Der saß in der hintersten Reihe, und während alle im Raum gelähmt vor Schreck das Unausweichliche erwarteten, führte er unbemerkt die Hand an seinen Fuß, zog einen kurzen Revolver aus seinem Knöchelhalfter und schoß seinem Freund in den Kopf.

In der Sporttasche fand die Polizei zwei weitere Gewehre, eine automatische Pistole und knapp zweihundert Schuß Munition. Der Onkel des Schülers besaß eine umfangreiche Waffensammlung, aus der all das stammte. Der Junge mit dem Knöchelhalfter, der seine Waffe mehrere Monate zuvor einem älteren Sportvereinskameraden abgekauft hatte, hatte einigen unzusammenhängenden Andeutungen seines Mitschülers entnommen, daß der etwas derartiges plante, aber er hatte Angst davor, die Eltern, die Lehrer oder die Polizei zu informieren, weil er seinen Freund nicht grundlos in Schwierigkeiten bringen wollte.

Am frühen Abend lag ich am Strand in der Hängematte. Ein Stück weiter, etwas dichter bei den Felsen, schaukelte Mr. Wayne in seiner. Er lag auf dem Bauch, was etwas sonderbar und unbequem aussah. Ich dachte gerade darüber nach, daß ich mich in seiner Gesellschaft eigentlich ganz wohl fühlte und Lust hätte, ihn näher kennenzulernen, als ich auf der Terrasse meine Frau entdeckte. Sie winkte mich mit ihrem Hut zu sich herüber.

haben sie das, was ihr Gott verworfen hat, wiederum zu Ehren zu bringen gesucht. Ich, der ich weder Christ, noch Ökonom, noch Moralist bin, ich appelliere von ihrem Spruch an den ihres Gottes, von den Vorschriften ihrer religiösen, ökonomischen oder freidenkerischen Moral an die schauerlichen Folgen der Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft. | In der kapitalisti-

brettschneider entzieht sich.

Von Andreas Gelbhaar

Karl-Heinz Brettschneider war gekündigt worden. Heute morgen um 8.30 Uhr mußte er in das Büro von Dr. Wolf. Er hatte also seinen PC in den Standby-Modus versetzt, die Tastatur mit der Staubschutzhülle abgedeckt und den Aktenordner auf seinem Schreibtisch akkurat nach der Tischkante ausgerichtet. Als er den Raum verlassen wollte, hatte er sich noch einmal umgedreht und bemerkt, daß sein Füllfederhalter nicht in dem Schälchen lag. Er war also zurückgegangen und hatte den Füllfederhalter in das Schälchen aus Nußbaumholz gelegt, welches er zu seinem 15jährigen Dienstjubiläum von Dr. Wolf höchstpersönlich bekommen hatte. Wie immer, wenn er zum Chef mußte, war er noch einmal zur Toilette gegangen, um sich zu erleichtern. Dr. Wolf hatte ihn überaus freundlich empfangen, war aufgestanden und ihm sogar bis zur Tür entgegengekommen. Er hatte ihm ein Glas Wasser angeboten, welches Karl-Heinz Brettschneider dankend ablehnte.

Mensch, Brettschneider, hatte Dr. Wolf dann das Gespräch begonnen, wie lange sind Sie jetzt bei uns? Warten Sie, lassen Sie mich raten. Es müßten fast achtzehn Jahre sein, stimmt's?

Spätestens ab diesem Zeitpunkt hatte Karl-Heinz Brettschneider ein ungutes Gefühl. Es war weniger der Inhalt der Gesprächseröffnung, der ihn stutzig machte, als vielmehr die Art und Weise, wie sie Dr. Wolf vortrug. Diese joviale Art besaß er sonst nicht.

Um genau zu sein, Herr Dr. Wolf, es sind achtzehn Jahre, fünf Monate und dreizehn Tage, sagte Karl-Heinz Brettschneider. Er wußte dies so genau, weil der Umgang mit Zahlen ihm so vertraut war. Sein ganzes Berufsleben hatte er mit Zahlen und Zählen verbracht, er konnte nicht mehr anders. Immer und überall drängten sich ihm die Zahlen förmlich auf. Sobald Dinge mehr als 1 waren, begann Karl-Heinz Brettschneider sie zu zählen. Es war gewissermaßen ein Automatismus, dem er sich nicht entziehen konnte. Ab und zu träumte er sogar davon. Besonders ein Traum war ihm in Erinne-

rung geblieben. Es war die Nacht zu seinem dreiundfünfzigsten Geburtstag gewesen. Er hatte sich in einer Art Höhle gesehen, deren Eingang mit einem riesigen Kiesberg verschüttet war. Eine Stimme in seinem Kopf hatte gesagt, daß er nur nach draußen gelangen könne, wenn er die Kieselsteine zähle. Er sollte für jedes Lebensjahr ein Häufchen mit jeweils 365 Kieselsteinen bilden, wobei jedes vierte Häufchen einen »Schaltjahr-Kieselstein« enthalten mußte. Wie besessen hatte er angefangen zu zählen. Doch jedes Mal, wenn er kurz vor dem dreiundfünfzigsten Häufchen war, rutschte der Kies wieder nach und er mußte von vorn beginnen. Schweißgebadet war er damals aufgewacht. Woher diese Marotte kam, ahnte Karl-Heinz Brettschneider. In der Schule war er ein durchschnittlicher Schüler gewesen, der gern von den Lehrern übersehen wurde. Er hatte keine Vorlieben gehabt, weder für Mathematik noch für sonst irgendwas. Gleichförmig, ohne besondere Höhen und Tiefen, war seine Schulzeit verlaufen. Er hatte alle Abschlüsse geschafft und 1974 seine Lehre begonnen. Die Eisenwarenhandlung Franz Fischer & Sohn hatte einen guten Ruf in der Stadt gehabt und sein Vater hatte damals gesagt, daß er sich glücklich schätzen könne, daß die ihn nehmen – und so fühlte sich Karl-Heinz Brettschneider eben glücklich. In der Firma war er zuerst für die angelieferte Menge von Schrauben, Nägeln und Schlauchschellen zuständig gewesen. Irgendwann hatte er mehr so aus Spaß ein Paket geöffnet und nachgezählt. In dem Paket hätten 285 M6-Maschinenschrauben mit Sechskantkopf sein müssen. Doch es fehlten drei. Sofort meldete er den Fehlbetrag. Franz Fischer jun. lobte ihn und nach Abschluß seiner Lehre übertrug man ihm sofort den gesamten Warenein- und -ausgang. Ab diesem Zeitpunkt wußte er, daß sich Akkuratesse im Leben auszahlt. Schnell war er aufgestiegen, weil er immer wieder Ungereimtheiten bemerkte. Zum Ende der Ära Franz Fischer & Sohn war Karl-Heinz Brettschneider bis in die 2. Etage des Bürogebäudes gelangt. Er besaß ein

.....

schen Gesellschaft ist die Arbeit die Ursache des geistigen Verkommens und körperlicher Verunstaltung. Man vergleiche die von einem menschlichen Dienerpack bedienten Vollblutpferde in den Ställen eines Rothschild mit den schwerfälligen normannischen Gäulen, welche das Land beackern, den Mistwagen ziehen und die Ernte einfahren. Man betrachte den edlen

eigenes kleines Büro und mußte nun die Stundenabrechnung der Mitarbeiter überprüfen. Eine äußerst sensible Angelegenheit, da Franz Fischer jun. von seinem Vater nicht nur die Firma geerbt hatte, sondern auch dessen Geiz. Die Mitarbeiter der Firma bekamen nämlich nur die volle halbe Stunde bezahlt, was viele von ihnen gar nicht wußten. Das hieß: Stempelte ein Mitarbeiter neunundzwanzig Minuten nach um aus, hatte er ergo neunundzwanzig Minuten umsonst gearbeitet. Zum Monatsende bekam Karl-Heinz Brettschneider dann alle Stempelkarten auf den Tisch und stutzte die geleistete Arbeitszeit auf das korrekte Maß zurecht. Dies hatte zwar zur Folge, daß ihn kein Mitarbeiter der Firma mehr grüßte, aber Karl-Heinz Brettschneider fand, daß auch hier Ordnung sein mußte.

Später dann, die Firma war verkauft worden und Franz Fischer jun. über Nacht spurlos verschwunden, hatte Karl-Heinz Brettschneider bei der Dreh- und Normteile GmbH angefangen. Auch hier schätzte man schnell seine präzise Art, und er hatte sich über die Stationen Gehalts- und Lohnabrechnung, Preisermittlung der gefertigten Werkstücke bis zur Bilanzierungsabteilung hochgedient. Wenn es um Zahlen ging, führte an ihm also kein Weg vorbei. Bis heute morgen hatte er geglaubt, auch Dr. Wolf sehe das so. Sein Büro befand sich nur noch dreizehn Türen von Dr. Wolfs Büro entfernt, und als er vorhin den Anruf von Fr. Dörrfisch, Wolfs Sekretärin, bekam, war er der Überzeugung gewesen, man wolle ihm die vakante Stelle des innerbetrieblichen Revisors übertragen – und er hätte wieder eine Tür geschafft.

Achtzehn Jahre, fünf Monate und, äh, wie viel Tage noch mal?, wiederholte Dr. Wolf etwas gedankenverloren.

Dreizehn, es sind dreizehn Tage, sagte Karl-Heinz Brettschneider und schaute auf den Wandkalender, der hinter Dr. Wolf hing, um sich noch einmal zu vergewis-

sern, daß er sich nicht verzählt hatte.

Eine verdammt lange Zeit, was, Brettschneider?! Haben ganz schön viel Mist hier zusammen erlebt. Wissen Sie noch, wie die fünf Chinesen hier auf einmal vor der Tür standen, um die Firma zu kaufen? Kommen reingeschneit und wollen die Firma kaufen, ha, ha. Dr. Wolfs Lachen klang sehr aufgesetzt, wie Karl-Heinz Brettschneider fand.

Sechs ... Es waren sechs Chinesen, Dr. Wolf.

Na, wenn Sie das sagen, Brettschneider. Also, ich will nicht lange drumherum reden. Die Wirtschaftskrise hat nun auch uns erfaßt. Wir müssen abspecken, rigoros! Sie sind jetzt vierundfünfzig Jahre alt, Brettschneider. Genießen Sie ihr Leben noch. Sollen doch die Jungen mal ran, was, Brettschneider?! Kaufen Sie sich meinetwegen eine Hängematte und legen sich in die Sonne. Das Leben hat doch mehr zu bieten, als nur Arbeit, oder, Brettschneider?!

Just als Karl-Heinz Brettschneider Dr. Wolf darauf hinweisen wollte, daß er erst dreiundfünfzig Jahre, vier Monate und drei Tage alt sei, klingelte das Telefon. Dr. Wolf machte einen bedauernden Gesichtsausdruck, nahm dann den Hörer ab und vertiefte sich in das Gespräch. Karl-Heinz Brettschneider saß noch vier Minuten unschlüssig auf dem Stuhl, zählte acht Kugelschreiber – davon einen mit Mehrfachmine-, drei Bilderrahmen, vier Tageszeitungen und zwei DIN-A4-Hefter auf Dr. Wolfs Schreibtisch, erhob sich dann betont leise und verließ den Raum. Als er an Fr. Dörrfisch vorbeiging, bemerkte er, daß die ihm ein wenig zulächelte. Darüber sichtlich irritiert, senkte Karl-Heinz Brettschneider seinen Blick. In seinem Büro angekommen, überlegte Karl-Heinz Brettschneider zuerst, ob er umkehren sollte, um noch einmal mit Dr. Wolf zu sprechen. Ohne anzuklopfen würde er in Dr. Wolfs Büro gehen und sagen: So nicht, Dr. Wolf. So nicht ... Nicht mit mir! Doch dann ließ er es lieber sein.

Wilden, wenn ihn die Missionare des Handels und die Vertreter in Glaubensartikeln noch nicht durch Christentum, Syphilis und das Dogma der Arbeit verdorben haben, und dann vergleiche man mit ihm unsere elenden Maschinensklaven. | Will man in unserem zivilisierten Europa noch eine Spur der ursprünglichen Schönheit des Menschen finden, so muß man zu

Er beendete noch den Vorgang, an dem er gerade gearbeitet hatte, machte ein paar Notizen, die für einen eventuellen Nachfolger wichtig sein könnten, packte das Schälchen aus Nußbaumholz samt Füllfederhalter in seine Aktentasche und ging.

Karl-Heinz Brettschneider war ziellos durch die Stadt gelaufen, hatte an einem Imbißstand ein Fischbrötchen gegessen und eher lustlos die Auslagen der Geschäfte begutachtet. Immer wieder ertappte er sich dabei, wie er die Preise der Waren verglich, Quersummen bildete oder die nachgelassenen Prozente bei Räumungsverkäufen im Kopf ausrechnete. Nebenbei hatte er auch noch die Waschbetonplatten des Gehweges gezählt und bemerkt, daß exakt 1/6 von ihnen bereits Schäden aufwies. Dann hatte er sich in ein Café gesetzt und ein Mineralwasser bestellt. Zum ersten Mal in seinem Leben wußte er nicht, was er nun tun sollte. Er saß in dem fast leeren Café und hatte das Gefühl, durchsichtig zu sein. Mehrmals hob er zaghaft die Hand, um sich bemerkbar zu machen. Erst in Verbindung mit einem mittellauten Husteln kam die Kellnerin. Als die junge Frau ihm dann seine Bestellung brachte, verrutschte ihr knappes T-Shirt und gab eine Tätowierung über ihrem Steißbein frei. Hierüber war Karl-Heinz Brettschneider einigermaßen verwirrt. Nicht, daß er nicht schon unzählige junge Menschen mit Tätowierungen gesehen hätte. Nein, das war es nicht. Seine Verwirrung bestand vielmehr darin, daß er sich fragte, ob er sich auch hätte tätowieren lassen, wenn er jetzt noch einmal jung wäre. Und diese Verwirrung steigerte sich noch, als er sich darauf keine eindeutige Antwort geben konnte. Ich kann, dachte Karl-Heinz Brettschneider, jedes Jahresergebnis vor und nach den Steuern meiner Firma der letzten zehn Jahre eindeutig benennen, aber auf eine so simple Frage weiß ich keine Antwort. Darüber wurde Karl-Heinz Brettschneider nun fast ein wenig wütend. Er

war jetzt dreiundfünfzig Jahre, vier Monate und drei Tage alt, wie kam er nur jetzt auf solche Gedanken? In diese wütende Verwirrtheit drängten sich ihm gleich die nächsten Fragen auf: Wie wäre eigentlich sein Leben verlaufen, wenn er damals bei Franz Fischer & Sohn nicht das Fehlen der drei Schrauben in dem Paket bemerkt hätte? Wäre dann alles anders gekommen, wäre er ein anderer geworden? War dies vielleicht der Moment gewesen, an dem sein Leben nicht das wurde, was es hätte werden können?

Ich habe mich dem Leben, so wie es sich mir bot, nie entzogen, dachte Karl-Heinz Brettschneider jetzt. Bei den Sonderangeboten habe ich immer zugegriffen, aber sonst ...

Karl-Heinz Brettschneider sucht nach Antworten, will sich vor sich selbst begründen. Doch was er findet, ist nur seltsam diffus, austauschbar. Wie eine Flechte überziehen ihn plötzlich Zweifel.

Karl-Heinz Brettschneider starrt auf das Wasserglas, das vor ihm auf dem Tisch steht. Er hatte es schon über die Hälfte leer getrunken. Erschrocken über soviel Gleichnis, kramt er in seinem Portemonnaie, legt das abgezählte Geld auf den Tisch und verläßt schnell das Café. Er geht nur Seitenstraßen. Noch einmal denkt er über eine Tätowierung nach. Er könnte sich ja jetzt noch ... Doch diesen Gedanken verwirft er sofort wieder. Das ginge nun wirklich zu weit. Aber vielleicht würde er Dr. Wolfs Vorschlag aufgreifen und sich eine Hängematte kaufen. Er könnte sie ja fürs erste in seiner Wohnung, an den beiden Balken befestigen. Später würde man weitersehen. Er würde die Zeitung abbestellen und das Namensschild von seiner Tür abschrauben. Eine zeitlang wollte er unauffindbar sein. Nur Fr. Dörrfisch würde er anrufen und fragen, ob sie nicht auf ein Glas Wein vorbei kommen möchte.

Wenn sie Lust hätte, könnte sie sich ja auch einmal in die Hängematte legen.

den Nationen gehen, bei denen das wirtschaftliche Vorurteil den Haß gegen die Arbeit noch nicht ausgerottet hat. Spanien, das -ach!- verkommt, darf sich rühmen, weniger Fabriken zu besitzen als wir Gefängnisse und Kasernen; aber der Künstler genießt, den kühnen, kastanienbraunen, gleich Stahl elastischen Andalusier zu bewundern; und unser Herz schlägt höher,

olymp.

Von Rondo René Schulz

Zwischen Rosette und Raute
herrscht Flaute.
Wolf träumt in der Hängematte
(Beine klimpern links und rechts).
Eine spanische Krawatte
ja, ja – die brächt's.
So eine pfuiteufelvollgesaute!
Unglaubliche Laute.

wenn wir den in seinem durchlöchernten Umhang majestätisch bekleideten Bettler einen Herzog von Orsana mit »Amigo« anreden hören. Für den Spanier, in dem das ursprüngliche Tier noch nicht ertötet ist, ist die Arbeit die schlimmste Sklaverei. | Auch die Griechen hatten in der Zeit ihrer höchsten Blüte nur Verachtung für die Arbeit; den Sklaven allein war es gestattet

frauke und hans im glück.

Von Udo Tiffert

Frauke war mit ihren beiden Töchtern in eine Großstadt gezogen. Ihr Mann hatte auf Montage in Süddeutschland eine noch aufregendere Frau kennengelernt, mit der er inspirierende Radtouren am Ufer des Bodensees unternahm. Es hatte Frauke sehr überrascht, daß ihr Mann das Adjektiv »inspirierend« benutzte.

Von da an war ihr Mann nicht mehr alle 14 Tage zur Familie gekommen, sondern alle sechs Wochen. Sie bat den Mann, es gänzlich zu lassen. Der Mann sandte per SMS ein knappes »Okay«.

Frauke trat aus ihrem gemeinsam gebauten Haus, ging einige Schritte, um es mit Abstand zu betrachten. Dann rief sie ihren Bruder, den Makler an. Ein Haus, direkt am Fläming-Skate verkaufte sich leicht. Ihre Töchter warfen, als das Wort »Berlin!« fiel, alle Bedenken in den tiefsten Brunnen des Dorfes.

Bruder hatte mit Kungelpartnern in Berlin eine 3-Raum-Wohnung in Treptow aufgetan. Drei Frauen, drei Zimmer, wobei die jüngere, zwar 18 Jahre alt, immer noch kleine Plüschtierchen an die Schulmappe band.

Frauke lernte in Onlineforen Männer kennen. Obwohl 90 Prozent der eingehenden Meldungen gräßliche Aufdringlichkeiten von betrunkenen Ausgewachsenen, kindischen Jugendlichen oder einer Mischung von beiden waren, traf sie sich mit einem, der Dummheit und Trophäensammeln entweder gut verbarg oder vielleicht ... Zeit, dem Leben ein Stück entgegen zu gehen.

Sie verließ ihre Töchter für diesen Abend in einem dunkelblauen, knielangen Rock, trug ihr Haar offen. Bereits mehrere Männer hatten ihr gesagt, daß sie das offene Haar völlig verändere: Eine attraktive, gestrenge Lehrerin übergösse sich mit noch mehr Weiblichkeit, exponentiell geradezu.

Ein Café, in dem leise Eros Ramazotti lief. Nickname »Reiner Maria« hieß in Wirklichkeit Robert. Sie redeten 20 Minuten miteinander. Frauke konnte sich des

Eindrucks nicht mehr erwehren, daß er darin einige Übung besaß. Sie ging auf die Toilette, band vor dem Spiegel ihr Haar zusammen. An den Tisch zurückgekehrt und in Ruhe Platz genommen, sagte sie: »Das war sehr interessant, Robert. Vielleicht beschreiben Sie mir das ganze nun noch einmal mit ihren eigenen Worten?«

Noch während sich Robert erhob, begann sein Ohrstecker zu rosten. Er drehte sich weg, lief federnd auf den Ausgang des Cafés zu und sagte zur Tür: »Scheiß Emanze, blöde Lesbe!«

Kein Problem, dachte Frauke auf dem Heimweg. Ihr Mann und die Schickse haben an ihrem Bodensee bald ausgeradelt und dann kommt er zurück. Dann steht er von Reue begossen in der Tür und sagt: »Frauke, ich war ein Idiot!«

Lange kann es nicht mehr dauern. Kein Grund, sich bis dahin mit Roberts abzugeben.

Frauke begegnete Hans im Glück im Treppenhaus. Hans trug die Latzhose einer Kabel- und Antennenfirma am Leib, pfiffige Gutmütigkeit im Blick.

»Haben Sie kurz Zeit?« sprach Frauke ihn an, »ich möchte eine DVD ansehen, aber ... geht nicht.« Hans zog im Flur seine Turnschuhe aus, ging ins ihm angewiesene Zimmer, überprüfte die Kabellage. Danach sah es aus, als fehlten nun zwei, drei Kabel, aber alles funktionierte!

»Toll, toll«, sagte Frauke, »was macht das?«

»Diese Radierung hier ist sehr schön«, sagte Hans, zeigte auf einen Rahmen an der Wand, hatte seine Arbeit vergessen, »machen Sie so etwas selbst?«

»Nein, habe ich der Künstlerin abgekauft.«

»Ach so. Ja, auch wenn's viel Geld war, ist es das wert.«

Frauke staunte nicht schlecht, was Kabel- und Antennenmonteure in Berlin so auf dem Kerbholz haben.

»Also, was bekommen Sie?«

»Mama, wir haben kein Brot mehr!« rief die ältere

zu arbeiten, der freie Mann kannte nur körperliche Übungen und Spiele des Geistes. Das war die Zeit eines Aristoteles, eines Phidias, eines Aristophanes, die Zeit, da eine Handvoll Tapferer bei Marathon die Horden Asiens vernichtete, welches Alexander bald darauf eroberte. Die Philosophen des Altertums lehrten die Verachtung der Arbeit, diese Herabwürdigung

Tochter aus der Küche. Mama schaute in die Küche, betrachtete diesen Teil ihrer Nachkommen, entschied sich nach einer langen Sekunde für: »Geh welches kaufen, dann haben wir wieder Brot.« Hans hatte in der Zeit ihren vom Kopf in die Küche gedrehten, entblößten Hals gesehen, dunkles, vereinzelt Haar am Blusenkragen.

»Ein Kaffee wäre nicht schlecht«, sagte er.

Frauke nahm ihn in den Blick, die Tochter in Gedanken. »Ich mache einen.«

»Ich muß los«, sagte Hans, »noch ein Auftrag in der Buschallee«, hielt ihr einen weißen Zettel und Stift hin. Frauke nahm beides, notierte ihre Telefonnummer, »Oh, ein Date!« sagte sie dabei belustigt, gab ihm Zettel und Stift zurück.

»Es wird ein sehr gutes Datum«, sagte Hans leise mit traurigen Augen, die einen geraden Blick hielten. Dann beugte er sich zu seinen Schuhen, zog sie an, ging.

Kehrte zurück, fragte in den Türspalt: »Wie heißt Du?«

»Frauke.«

»Komischer Name.«

»Und Du?«

»Hans.«

»Hans – is okay.«

Vorfreude schloß die Tür. Vorfreude hüpfte Stufen hinab.

Hans rief an, sie trafen sich im selben Café, nahmen an einem anderen Tisch Platz. Hans erzählte von einem Gutachten, das besagte, daß Amerikaner während ihres Lebens durchschnittlich an 13 verschiedenen Wohnorten in acht Berufen arbeiten und daß dies auf ihn ebenfalls, so ungefähr, zuträfe.

Frauke berichtete vom weniger aufregenden Le-

ben im Flämingdorf, und daß sie dieses Leben gerne weitergeführt hätte, wäre dem Vater ihrer Töchter nicht etwas anderes eingefallen.

»Du hast zwei Töchter?«

»Die in der Küche war die ältere ...«

»Wir werden uns immer viel zu erzählen haben«, sagte Hans, lehnte sich zurück. Da ziehen sich die Männer zurück, das wußte Frauke, seine Fröhlichkeit war nur Ablenkung. Na gut, ich hab auf einen Robert verzichtet. Ohne Hans kann ich auch.

Zurückgelehnt sagte Hans: »Ich wollte eigentlich an jedem Ort, an dem ich war, auch immer bleiben ... naja, wurde aber nichts.«

Sie gingen bis an Fraukes Haustür. Sie trennten sich mit einer flüchtigen, hölzernen Umarmung. »Gerne wieder«, sagte Hans. »Finde ich auch«, sagte Frauke, fragte sich nachher nicht, ob das zu viel oder zu wenig gesagt war?

Drei Abende später, anderes Café am See oder Kanal, sagte sie ihm, daß eine Tochter bei einer Freundin schlafe, die andere auf Klassenfahrt sei.

Da hielten sie sich nicht an der Tür auf. Erklommen die Treppe. Küßten sich lange beim oder nach dem Jackenanhängen, küßten später im Liegen weiter, zogen einander aus. Spürten außer Sehnsucht und verstandesfreier Lust auch Fremdes zwischen sich.

Nach tiefem Schlaf trieben sie es erst morgens.

Fünf Wochen später fragte Frauke in die Dunkelheit: »Wann wirst Du weiterreisen, Reisender?«

Hans fragte: »Wann wirst Du aufhören, auf die Rückkehr des Vaters Deiner Töchter zu warten?«

Die Stille leerte sich, fror am Laken. Die Stille füllte sich wieder.

»Wenn wir es beschließen«, sagte Frauke.

des freien Menschen; die Dichter besangen die Faulheit, diese Gabe der Götter: »O Meliboea, Deus nobis haec otia fecit.« | Christus lehrt in der Bergpredigt die Faulheit: »Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und doch sage ich Euch, daß Salomo in all seiner Pracht nicht herrlicher gekleidet war.« | Jehova, der bärtige und

there is no coffee to go ...

... and no place to stay for us. Von Jana Klar

Als ich ihn zum ersten Mal sah, war es November und es gab keinen Spargel. Nur runzlige Äpfel, aber die gab es das ganze Jahr über. Er kaufte Kartoffeln und dazu einen Beutel Apfelsinen. Beim Verlassen des Geschäfts riß die Papiertüte und die Apfelsinen kullerten durch den ganzen Laden. Schön sahen sie aus, die Orangen, sie paßten gut zu den moosgrünen Fliesen. Er bückte sich, um seinen Einkauf zwischen den Füßen der Kunden aufzusammeln. Dabei rutschte ihm seine Mütze vom Kopf, eine von diesen Russenmützen, mit Pelz an den Seiten. Ich sah, daß er blonde Locken hatte. Gerade wollte ich mich zu ihm beugen, um beim Auflesen zu helfen, als ich selbst an der Reihe war.

Ich griff in die Kiste mit den runzlichen Äpfeln, nahm zwei heraus und reichte sie über den Tresen. Als ich mich umdrehte, war der junge Mann mit der Russenmütze verschwunden.

Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Bis vor zwei Wochen. Es war Ende Mai. Ich erkannte ihn sofort an den blonden Locken. Er hockte mit dem Rücken zu mir auf dem moosgrünen Boden und um ihn herum lagen die Apfelsinen, als hätte jemand die Zeit zurück gedreht. Aber die Russenmütze fehlte und außerdem guckte ein Bund Spargel aus seiner Einkaufstasche. Ich trat an ihn heran und reichte ihm meinen Stoffbeutel.

»Du solltest es einmal mit Erdbeeren versuchen, die sind leichter.«

»Mit Erdbeeren?«

»Ja, die sind leichter als Apfelsinen. Außerdem passen sie besser zur Jahreszeit.«

»Und zu den Fliesen.«

Wir kauften extra noch ein Schälchen Erdbeeren, um sie zu den Apfelsinen auf den Boden zu legen. Der Obstverkäufer bat uns freundlich, dann bestimmter, den Laden zu verlassen. Er hatte Wurstfinger, der Obstverkäufer, die gar nicht zu den Früchten und den moosgrünen Fliesen paßten. Ob ich einen Kaffee trinken wolle, fragte er. Im kleinen Café schräg gegenüber kauften wir zwei Coffee to go in recyclebaren Pappbe-

chern. Wir aßen Erdbeeren, die nicht gewaschen waren und schmückten unseren Weg mit ihren Resten so wie Hänsel und Gretel.

Irgendwann waren die recyclebaren Pappbecher in einem normalen Mülleimer gelandet und wir auf seinem Balkon. Es roch nach Flieder und nach Vanillezigaretten. Auf dem Herd kochte der Spargel. Aus den Resten der Schale, die zwischen uns lagen, schrieb er »Bleib« auf den Balkonboden.

Anfang Juni hatten wir Mühe, das Wort zu erkennen. Der Wind hatte die meisten Spargelreste verweht. Frischen Spargel konnten wir keinen mehr kaufen, denn in den Obstladen gingen wir nicht mehr, seit der Verkäufer Wurstfinger hatte, und im Supermarkt kauften wir generell kein Gemüse, weil es uns nicht schmeckte.

Wir waren jetzt ein richtiges Paar. Auf dem Asiamarkt erstanden wir Glückskekse, um uns an den kleinen Dingen im Leben zu erfreuen.

»Was steht in Deinem Glückskeks?« wollte er wissen, als wir das Gebäck mit etwas Wein heruntergespült hatten. »Deine Familie wird sich vergrößern.«

Anfang Juli fanden wir nichts mehr von den Spargelresten, selbst die vertrockneten Schalen, die sich in den Balkonpflanzen verfangen hatten, hatte der Wind mit sich genommen. Auch der Flieder war schon lange verblüht, es roch nur noch nach Vanilletabak – mit dem gingen wir sparsam um.

»Mein Vater«, sagte er, »hat früher Spargel geerntet. In Sommerfeld. Aber das war noch vor meiner Geburt.« Ob er denn nett sein, der Vater, wollte ich wissen.

»Das weiß ich nicht«, sagte er und bastelte kleine Papierknödel aus den Zetteln der Glückskekse. »Ich habe meinen Vater nie kennengelernt.« Dann schnipste er die Papierknödel über das Balkongeländer.

Die Sonne kletterte langsam an den Dächern der Stadt herunter. Vielleicht um dem Schicksal vorzubeugen, erzählte ich ihm die Geschichte, die ich immer erzählte, wenn eine Liebe ernster wurde, denn Männer waren, laut meiner Mutter, alle gleich. In der Nacht

.....
sauertöpfische Gott, gibt seinen Verehrern das erhabenste Beispiel idealer Faulheit: nach sechs Tagen Arbeit ruht er auf alle Ewigkeit aus. | Welches sind in unserer Gesellschaft die Klassen, welche die Arbeit um der Arbeit willen lieben? Die Kleinbauern und Kleinbürger, welche, die einen auf ihren Acker gebückt, die anderen ihren Geschäften hingegeben, dem Maulwurf

meiner Geburt war es gewesen, mein Vater sollte im Studentensommer bei der Ernte helfen, doch anstatt zu arbeiten, vögelte er eine Andere.

»Ich kam zu früh. Zehn Tage zu früh.«

»Na siehst du, dann konnte dein Vater das ja gar nicht wissen.«

Ende August gab es schon lange keinen Spargel mehr, noch nicht mal im Supermarkt, abgesehen von dem in Einweckgläsern, aber der war ungenießbar. Mittlerweile mußten wir uns in Decken wickeln, wenn wir abends auf dem Balkon sitzen wollten. Die Tage zogen sich langsam wieder zusammen und inzwischen war es zu kalt für ein dünnes Sommerjäckchen.

Ich erinnere mich noch genau an diesen einen Abend. Aus dem Tiefkühler holte er Erdbeeren und mixte uns einen Erdbeer-Sahne-Shake, für jeden ein Glas mit Strohalm und einer besonders kleinen Erdbeere als Verzierung am Rand.

»Ich mußte gestern an unsere Glückskekse denken«. Ich hatte die Kekse schon wieder ganz vergessen.

»Daran, was auf Deinem Zettel stand, mußte ich denken.«

Er reichte mir zwei Ringe, die er aus Spargelfasern geflochten hatte. Ein Schluck Erdbeer-Shake verirrte sich in meiner Luftröhre und ich mußte an meine Mutter denken.

»Nein«, stieß ich trotzig hervor, »nein, das geht wirklich nicht, auch nicht mit Ringen aus Spargel.«

Wir schlürften den letzten Rest Erdbeer-Shake aus unseren Gläsern und er holte eine Flasche Wein aus der Küche, und dann noch eine.

Irgendwann schliefen wir ein und als wir aufwachten, waren unsere Decken klamm vom Morgentau. Um unsere linken Ringfinger wickelten sich Spargelreste.

Der Oktober kam mit frischem Wind. Wir fuhren an den Stadtrand und pflückten die letzten Äpfel, die noch an den Zweigen hingen und die der Obstverkäufer mit seinen dicken Wurstfingern nicht zu fassen bekommen hatte, um sie in seinen Obstkisten schrumpeln zu lassen. Wir kochten Apfelmus und er sagte, die gelben Äpfel würden sowieso viel besser zu seinen azurblauen Küchenfliesen passen als die roten Erdbeeren.

Als der Wind die letzten Blätter von den Bäumen fegte, kam der November und mit ihm sein Anruf. Die Polizei sei gerade bei ihm, er könne jetzt nicht darüber reden. Wir sollten uns treffen, um sieben vor dem klei-

nen Café, das Coffee to go in recyclebaren Pappbechern anbot. Ich starrte auf meine Uhr, als könnten meine Augen die Sekunden dazu bewegen, schneller über das Ziffernblatt zu wandern. Die einzige, die schneller lief, war ich. Als ich am vereinbarten Treffpunkt ankam, war es immer noch eine halbe Stunde zu früh.

Ein Kaffeebecher nach dem anderen entleerte sich in meinen Magen. Drinnen hielt ich es nicht lange aus, es roch dort so sauber. Seit dem Rauchverbot gab es überall nur noch Duftkerzen. Duftkerzen mit allen möglichen Aromen. Vanille, Flieder, Erdbeere, Orange, Zimt, Apfel, zählte ich leise auf. Spargelduft gab es noch nicht – den hätten sie mal erfinden sollen. Ich trat an die frische Luft und zündete mir eine Zigarette an. Die schmeckte nicht nach Vanille, sie schmeckt gar nicht und der Wind rauchte mehr als ich. Es war schon zehn nach sieben. Er war immer noch nicht da. Halb acht, und niemand kam.

Um kurz nach neun schloß das Café, ich versuchte, ihn anzurufen, aber er hob nicht ab. Eine halbe Stunde später hatte der Wind meine letzte Schachtel leer geraucht.

Zuhause, kein Anruf auf dem AB, keine SMS auf dem Handy-Display. Die Stunden ohne Nachricht wuchsen wie Krebsgeschwüre zu Tagen heran.

Irgendwann lag ein Brief in meinem Briefkasten. Es war ein einfacher weißer Umschlag, ohne Adresse und ohne Absender. Jemand mußte ihn eigenhändig eingeworfen haben. Ich nahm die Stufen zu meiner Wohnung im Eilschritt, und riß den Umschlag auf.

»*Mein liebes Kind*«, schrieb meine Mutter, »*Es geht um deinen Vater. Vor zwei Wochen hatte er einen Unfall auf der Autobahn, kurz vor Sommerfeld. Es ging alles sehr schnell, der Notarzt kam zu spät.*

Die Beerdigung ist schon übermorgen, es tut mir leid, daß ...«

Ich legte den Brief beiseite.

Nur wenige Menschen hatten sich um das frisch ausgehobene Grab versammelt.

Ihn erkannte ich sofort an seiner Russenmütze. Er stand mit dem Rücken zu mir am Grab. Aus seinen Händen bröselte Erde, die verloren wirkte auf dem platt getrampelten Rasen.

Ich brauchte dringend einen Kaffee, aber recyclebare Pappbecher gab es nicht auf diesem Friedhof.

gleichen, der in seiner Höhle herumwühlt, und sich nie aufrichtet, um mit Muße die Natur zu betrachten.

Aus: Paul Lafargue: »Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des ›Rechts auf Arbeit‹ von 1848« (1883)

.....

Das nächste **hEFt** erscheint am 30. Dezember 2009.

- » Offene Redaktion: 28. Oktober, Weinstein Le Bar
- » hEFt-relieft am 29. Dezember in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 23. November
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Du & Ich im Morgenrot

.....

hEFt sucht

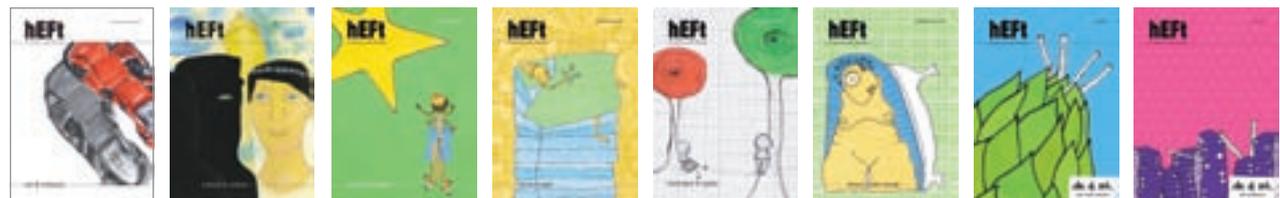
Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Du & Ich im Morgenrot«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

» **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus » **Eisenach** Café Zucker+Zimt

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» PETER AMBRUS, Jg. 1979, Psychologe, Erfurt » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » JANA FISCHER, Menschenkind, seit einem Jahr in Erfurt » PAOLO FUSI, 49, Römer » SVEN GATTER, Jg. 1978, lebt und arbeitet in Berlin, www.svengatter.de » ANDREAS GELBHAAR, Jg. 1960, geb. in Erfurt, zur Zeit Exil-Erfurter, lebend in Nienburg/Weser » HERMANN JOSEF HACK, Jg. 1956, Maler und Aktionskünstler, lebt in Bonn, www.hermann-josef-hack.de » LENA HAMMERSCHMIDT, Jg. 1982, wuchs im Thüringer Wald auf, studierte in Leipzig und Prag und lebt seit 2006 in Berlin » INGA HETTSTEDT, Jg. 1978, Erfurt » LITTLEJOHN, Alter: alt; Wohnort: Hauptstadt im Thüringer Land des Lächelns » JANA KLAR, Jg. 1986, Slam-Poetin, lebt und schreibt in Leipzig » FRANK KLÖTGEN, Jg. 1968, Slam-Poet und Netz-Literat, Sänger und Texter bei Marilyn's Army, lebt in Berlin und ist zu finden auf www.hirnpoma.de » MARIO KLEMM, freier Mediendesigner, www.blickstrich.de » MAXI KRETZSCHMAR, Kunstvermittlerin Erfurt, Weimar und Leipzig » MARION MAYER, Jg. 1978, Erfurt » VANIA BASTOS DES ARAÚJO MORAIS, Jg. 1983, Studentin » JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Kulturarbeiter, Erfurt » PETER RAULFS, Jg. 1966, Weingeist » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf, www.diesektion.deviantart.com » RONDO RENÉ SCHULZ, Jg. 1963, Drecksau » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.kunsthau-erfurt.de, www.klub-500.de » UDO TIFFERT, Jg. 1963, lebt in Niesky/Oberlausitz, jeden Monat ein neuer Text unter aha in: www.udotiffert.de » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

